Klopstocks

sämmtliche Werke.

Stereotyp-Ausgabe.

Neunter Band.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1839.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Hinterlassene Schriften

von

Margareta Klopstock.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1839.

An Ihre Gnaden

Frau

Geheimeräthin von Bernstorff.

Hochgeborne Frau Geheimeräthin,

Gnädige Frau!

Wenn es jemals einer Zuschrift an allem Dem, was man von solcher Art Schriften zu erwarten oder zu fürchten pflegt, gefehlt hat, so ist es diese. Ich habe mir nur die Freude machen wollen, Ew. Gnaden Dasjenige, was mir von meiner Geliebten übrig ist, auf diese Art zu übergeben. Ich bin mit jeder Verehrung, die man Ihren Diensten schuldig ist,

Hochgeborne Frau Geheimeräthin,

Gnädige Frau,

Dero

unterthänigster Diener

Klopstock.

Inhalt.

Hinterlassene Schriften von Margareta Klopstock.

Seite

Einleitung 1

Briefe von Verstorbenen an Lebendige 62

Der Tod Abels. Ein Trauerspiel 109

Zwei geistliche Gesänge 129

Fragment eines Gesprächs 135

Ein Brief über die Moden 141

Vermischte Auffätze.

Von der besten Art über Gott zu denken 155

Betrachtungen über Julian den Abtrünnigen. 162

Von der Freundschaft I. 178

— — — II. 183

Ein Gespräch von der wahren Hoheit der Seele. 189

Gespräche von der Glückseligkeit I. 193

— — — — II. 199

— — — — III. 208

Nachrichten von Klopstocks Leben 215

Einleitung.

Ich habe Diejenige durch den Tod verloren, die mich durch ihre Liebe so glücklich machte, als sie durch die meinige war. Unsre Freunde wissen, was Das für eine Liebe war, mit der wir uns liebten. Man wird aus dem Folgenden sehn, warum ich mir jede Klage verbieten muß, und gern verbiete. Diese ist eine von den Ursachen, daß ich kein Gedicht, welches so viele von mir erwartet haben, auch alsdann nicht auf sie machen werde, wenn ich mehr, als ich es jetzt bin, dazu fähig seyn werde. Meine andern Ursachen sind diese. Ich halte dafür, daß man vor dem Publico beinahe mit eben der Bescheidenheit von seiner Frau, als von sich selbst, sprechen muß. Aber, wie nachtheilig würde die Ausübung dieses Grundsatzes dem Schwunge seyn, den man von Gedichten fordert. Dazu kommt, daß sich die Leser nicht ohne Ursache für berechtigt halten, dem Lobredner seiner Geliebten nicht völlig zu glauben. Und ich liebe Diejenige, die mich so sehr glücklich machte, viel zu sehr, als daß ich meinen Lesern auch nur den geringsten Anlaß hierzu geben möchte. Es ist noch ein Umstand, der Gedichte von dieser Art uninteressant macht. Wir haben ihrer zu viel!

Da mich diese Ursachen auch alsdann zurück halten würden, wenn mir meine Geliebte auch nichts, das ich der Welt mittheilen könnte, hinterlassen hätte: so urtheilt man leicht, wie angenehm es mir seyn müsse, daß ich der Herausgeber von einigen kleinen Schriften seyn kann, durch die sie sich selbst ein Denkmal stiftet. Ich bin darauf, daß sie Dieß selbst thut, so stolz, daß ich nicht einmal die Oden, die ich vordem an sie gemacht habe, mit dieser Sammlung bekannt mache. Wenn ich Verzeihung wegen dieses Stolzes nöthig haben sollte, so wird man, wie ich glaube, auch deßwegen geneigt seyn, sie mir widerfahren zu lassen, weil ich niemals auf mich selbst, aber immer auf meine Freunde stolz bin. Ich habe von diesen kleinen Schriften weiter nichts zu sagen, als daß sie nicht in der Absicht, sich ein Denkmal zu stiften, geschrieben worden sind. Man liebt gewisse Materien vorzüglich; man schreibt einige Gedanken darüber auf; und man ist geneigt, diese Papiere einigen wenigen Freunden zu zeigen, ohne dabei an eine künftige weitere Bekanntmachung zu denken. Es ist von Ungefähr dritthalb Jahre her, daß sie auf diese Art anfing, einige von ihren Lieblingsgedanken, wenn ich abwesend seyn mußte, aufzuschreiben; und immer roth und angst wurde, wenn ich sie dabei antraf, und sie mir es vorlesen mußte. Ach, die Glückseligkeit meines Lebens, die war sie! Wie viel habe ich an ihr verloren! Aber nein, nein, ich will nicht klagen!

Ich werde vielleicht künftig einmal einige von ihren Briefen, oder wenigstens Fragmente derselben, herausgeben. Ich kann nur einige herausgeben. Denn die meisten von denen, die wir vor unsrer Ehe an einander geschrieben hatten, habe ich einige Stunden nach ihrem Tode verbrannt. Ich wurde von dem Gedanken hingerissen, daß ich darüber

herfallen, sie lesen, und mir dadurch zu sehr schaden würde. Unterdeß fand ich nachher noch einige, die an einem andern Orte verwahrt waren. Ich bitte unsre Freunde, welche Briefe von ihr haben, mir die Originale, die sie zurück bekommen sollen, zuzuschicken. Meine Absicht ist, wie ich schon gesagt habe, sie mit der Zeit herauszugeben. Es möchte vielleicht einigen Rechtschaffnen daran gelegen seyn, dieses schöne Herz noch auf mehr Seiten kennen zu lernen.

Ich habe lange und oft mit mir gestritten: ob ich ihren Charakter in dieser Einleitung beschreiben sollte? Denn ich bin es nicht allein dem Publico, sondern auch ihr schuldig, jeden Schein der Vergrößerung zu vermeiden. Und wie Wenige sind, die ihr eigen Herz berechtigt, Dasjenige, was ich sagen müßte, für unübertrieben zu halten. Diesen Wenigen kann ich mit einem Zuge ihren Hauptcharakter beschreiben. Sie war gemacht, mit der Arria zu sagen: „Pätus, es schmerzt nicht!" * — Aber eben Diese sind es, welche auch kleinere Züge von einem solchen Charakter wissen wollen. Sie werden einige davon in folgenden Fragmenten aus denen Briefen finden, die wir in unsrer Ehe an einander geschrieben haben. Wir sind sonst niemals von einander entfernt gewesen, als die beiden Monate, binnen welchen diese Briefe geschrieben worden sind. Sie lebte nur noch zwei Monate nach meiner Zurückkunft. Da ich diese Einleitung

* Einige würdige Leserinnen möchten die Arria nicht kennen. Ihr Mann Pätus erwartete die Wache, die ihm von dem Kaiser zugeschickt worden, und ihn umbringen sollte. Er zögerte ein Wenig, es selbst zu thun. Seine rechtschaffne Frau (man muß sie als Heidin beurtheilen) nahm einen Dolch, stieß ihn in ihre Brust, zog ihn ruhig heraus, und gab ihn so, wie er von ihrem Blute voll war, ihrem Manne, und sagte: „Pätus, es schmerzt nicht!"

vornehmlich deßwegen schreibe, um von ihrem Tode zu reden; so scheint mir es zur Sache zu gehören, etwas von Demjenigen bekannt zu machen, was die Zeit unsrer Abwesenheit von einander, die für mich und sie eine Vorbereitung zu ihrem Tode war, unter uns vorgegangen ist.

Die Sternchen sondern die Briefe von einander ab, und die Absätze zeigen an, daß zwischen der vorhergehenden und der abgesetzten Stelle etwas fehlt.

Doch ehe ich diese Auszüge mache, muß ich noch Etwas von ihr erwähnen. Sie nahm sich von Ungefähr vor drei Jahren vor, mein Leben zu schreiben.

„Alles, was Klopstock angeht (Dieß ist ihre Einleitung), und Alles, was er thut, ist mir so wichtig, daß ich dem Einfalle nicht länger widerstehen kann, was ich an ihm bemerke und was mir bemerkenswürdig scheint, aufzuschreiben. Meine Absicht ist eigentlich nur, mich bei Dem, was seinen Charakter betrifft und was einige Verbindung mit dem Messias hat, aufzuhalten. Aber, da ich ihn so liebe, wie ich ihn liebe, so werden wohl vielerlei Kleinigkeiten, welche unsre Liebe, unsre Ehe und mich betreffen, mit vorkommen. Daß ich keine Zeitordnung beobachten werde, das versteht sich. Was mein Herz jetzt eben fühlt, was ich jetzt eben bemerke oder was ich schon oft, schon lange bemerkt habe und woran ich jetzt eben wieder erinnert werde, werde ich jetzt aufschreiben."

Sie sagt in dem Folgenden unter Anderm: „Weil er weiß, daß ich so gerne gleich Alles höre, was er macht, so liest er mir auch immer gleich vor, wenn es oft auch nur wenige Verse sind. Er ist so wenig eigensinnig, daß ich ihm auf dieses erste Vorlesen gleich Kritiken machen darf, so wie sie mir einfallen."

Wie viel verliere ich, auch in dieser Betrachtung, an ihr. Wie völlig ausgebildet war ihr Geschmack und von welcher

lebhaften Feinheit ihre Empfindung! Sie bemerkte Alles sogleich bis auf die kleinste Wendung des Gedankens. Ich durfte sie nur dabei ansehen, so konnte ich jede Silbe, die ihr gefiel oder mißfiel, in ihrem Gesicht entdecken. Und wenn ich sie zum Erweise ihrer Anmerkungen veranlaßte, so konnte kein Erweis wahrer und richtiger seyn, oder mehr zur Sache gehören, als der ihrige. Doch, wir machten Dieß gewöhnlich nur sehr kurz. Denn wir verstanden einander, wenn wir kaum angefangen hatten, uns zu erklären.

Dreimal den Weg nach der Post zu machen, um mich noch Eine Minute *) zu sehen! Glaube nur nicht, daß ich dir Dieß wenig anrechne. Es bestärkt mich in meinem alten Argwohne, daß Du mich wohl ein Bischen lieb haben magst. Du würdest mich recht lieb haben, wenn du heute bei mir wärst. Man sollte mir's nicht ansehen, daß du, du von mir gereist bist. Der Gedanke, daß die Betrübniß unserm Kinde schaden möchte (denn ich habe das Bischen Weinen, dem ich nicht widerstehen konnte, gar zu sehr gefühlt), daß du es nicht haben willst, und daß es Undankbarkeit für unsre sonst so große Glückseligkeit wäre, macht mich so gelassen, daß ich beinahe ruhig bin. Nach der süßen Minute in deinem Arme habe ich ordentlich geschlafen.

*) Dieser Ueberfall rührt mich immer wieder, so oft ich daran denke. Ich verglich ihn, nach ihrem Tode, mit der kurzen Zeit, die ich nach meiner Zurückkunft aus Dänemark noch mit ihr gelebt habe. Es war diese eine von den Vorstellungen, gegen die ich am Meisten auf meiner Hut seyn mußte. Sie riß mein Herz zu einer solchen Wehmuth fort, daß ich es nicht aushalten konnte.

Ich kann den Gedanken von dir zwar nicht zerstreuen und Das will ich auch nicht; aber ich kann ihm doch eine solche Wendung geben, daß ich ruhig bleibe. Ach, unser Gott begleitet dich, und gibt dich den Armen deiner Frau und dem Hüpfen deines Ungebornen wieder. Hamburg den 2ten August, 1758. Mittags.

Ich? ja, ich habe mich wohl befunden und bin eine Heldin geblieben, ob ich gleich sehr auf meinen Feind passen muß, der im Busche lauert und wie ein hannöverischer Jäger trifft. Im Ernste, wenn ich manchmal glaube, recht viel Contenance zu haben; so ergreift der Gedanke von dir mich auf Einmal so sehr, daß mir's viel Mühe kostet, mich aufzuheitern. Das verursachen oft sehr ungefähre Sachen. Hamburg den 2. August. Abends.

Nun kommen Sie und zeichnen Sie Ihr Zeugniß. — „Ich bezeuge hiermit auf meine Ehre, daß Meta Klopstock sich so gut aufführt, daß ich alle Augenblicke darüber erstaune. Nein, ich würde nicht ruhig seyn, gewiß nicht und wenn ichs auch tausend Mal meinem Manne zugesagt hätte. Halb ärgre ich mich, daß sie so ist. Nein, diese Liebe zum Manne ist zu stark: aus Liebe zu ihm sogar ruhig zu seyn.

Elisabeth Schmidt."

Du ganz Einziger! dein Brief diesen Morgen! Man weckte mich, ich kriegte zwar Kopfschmerzen; aber es war doch sehr süß. Er schlief hernach auf deiner Stelle, der kleine Liebling, der Erstgeborne. Gestern Abend vermuthete ich so etwas von einem Briefe, aber es war mir so dunkel; ich

konnte es nicht recht entwickeln: an Schönberg dacht' ich nicht. Aber du dachtest daran. Du mußtest schreiben. Ja, Das ist natürlich, du hast mich lieb; ich hätte auch schreiben müssen. Hamburg den 3. August.

Wenn die Nächte nur nicht so schlimm wären! Ich möchte jede Nacht aufstehn und dir schreiben, daß du wieder zurückkommen müßtest. Ach, wenn du wieder kämst! Glaube aber nur nicht, daß ich diesem Gedanken nachhänge.

Höre, ich dächte, wenn der Wind nicht besser wird, so kämest du auf den Montag und sähest G. und reistest Mittwoch wieder fort. Ach, dann hätte ich dich doch diese kurze Zeit wieder! Hamburg den 4. August.

Ja, mein bester Klopstock, Gott wird uns schon geben, was uns nach seiner Weisheit gut ist, und wenn unsern Wünschen etwas fehlt, es uns ertragen helfen.

Hamburg den 5. August.

Ob du wohl weg bist? Der Wind war diesen Morgen West, aber er ist wieder Ost geworden. Unser Gott sey mit dir! Das glaube nur, daß ich mich allein auf ihn verlasse und sehr lebhaft glaube, daß der Weg, den er uns führet, für uns der beste sey. Ich halte dich fest in meinen Armen.

Hamburg den 7. August, an meines Vaters Sterbetage.

Wo du wohl bist? Ach, gewiß noch auf dem Schiffe! Du hast viel zu schlechten Wind gehabt. Wenn Gott dich nur vor Gewitter behütet hat! Das ist meine große Furcht

gewesen. Denn wir haben hier starke Hitze, aber doch noch kein Gewitter. Diese Nacht, es war eine sehr finstre Nacht, habe ich mich der Sorge um dich nicht erwehren können. Aber es war keine solche Sorge, die Undankbarkeit bei meiner so großen Glückseligkeit gewesen wäre. Es war Zärtlichkeit, die mich nicht verlassen kann. Gott wird mit dir seyn und geben, daß ich Dienstag Nachricht von dir kriege. Aber, wenn auch Das nicht ist, so will ich mich doch niemals so beunruhigen, daß es mir schaden könne.

Um acht war ich fertig. Ach, wenn du da zu Hause gekommen wärst! Wie schmachtete ich nach dir! Ich habe dich unaussprechlich zärtlich lieb. Es ist schwer, schwer, ohne dich zu leben, wenn man mit dir gelebt hat. Hamb. den 10. Aug.

Ich bin, unserm Gott sey Dank, schon seit ehegestern Nachmittags angekommen.

Wie zärtlich ich dich und dein Kind küsse! Ich weiß nicht, ich habe seit meiner Abreise eine ganz besondere feste Hoffnung, daß dir unser Gott ein gutes Wochenbett geben wird.

Bernstorff den 12. August.

Gott sey Dank! Gott sey Dank! Da hab' ich deinen Brief! Welch' eine Freude!

Gott, was wird Das seyn, wenn du kommst!

Ich weiß nicht, was ich schreibe; ich kann auch nicht mehr schreiben, ich bin zu voll Freude; so habe ich mich lange nicht gefreut! Ich kriegte deinen Brief bei Tische, ich aß nicht mehr, Das versteht sich. Ich war außer mir, die Thränen

stürzten aus den Augen. Ich ging in meine Kammer. Ich konnte Gott nicht anders, als mit Thränen, danken. Aber, er versteht ja unsre Thränen so sehr! Hamburg den 15. Aug.

Du Kleine, die beiden Nächte waren also so dunkel? Freilich waren sie es. Aber unser Gott hat mich vor Allem, was du besorgtest, behütet.

Aber nun hast du meinen Brief, und nun hast du unserm Gott schon gedankt, daß er mit mir gewesen ist. — Laß uns ihm zusammen danken, daß du und dein Kind sich wohl befinden. Meine starke Hoffnung, von der ich dir neulich schrieb, hab' ich noch immer.

Ich weiß, wie du an mich denkst, ich weiß es, meine beste, einzige Frau, durch mich selbst. Ich drücke dich ganz fest an mein Herz. Bernstorff den 16. August.

Im neunten Monat, wo ich keinen Tag sicher bin, möchte ich deinetwegen nicht gern ängstlich seyn. Ich weiß gewiß, wenn du Dieß überdenkst, so kommst du gewiß nicht zu spät.

Ach, diesen Morgen wagte ich es, den Gedanken in seiner ganzen Stärke zu denken: Wenn du nun wieder da wärst! Mir schwindelte im eigentlichen Verstande. Hamburg den 24. August.

Ich habe um der Sicherheit willen, daß du gewiß einen Brief bekommst, schon einen kurzen geschrieben, den ich eben nach Hirschh. bringen lasse. Diesen nehme ich mit — Du, meine Meta, wie hab' ich mich über deine Freude gefreut, da du den Brief von meiner, unserm Gott sey es gedankt!

glücklichen Ankunft bekamst. Ich kriegte deinen in Lingb., da ich eben mit Cramer am Tische saß. Ich aß auch nur sehr wenig, seitdem ich ihn gelesen hatte. Du kleine Mutter, daß dein Kind, mit dem Gott seyn wolle! dir nun schon mehr Schmerzen macht, darüber freust du dich gewiß mehr, als du die Schmerzen empfindest?

Manchmal überfällt michs so recht, daß ich dich haben, daß ich dich an mein Herz drücken möchte. Meine einzige Meta! was wird uns die Freude des Wiedersehns seyn! Es bleibt dabei, daß ich sobald, als es nur möglich ist, komme.

Kocketh. den 22. August.

Wie hab ich dich lieb, du! Und wie glücklich bin ich, wenn ich es so merke, so sehr, wie lieb du mich hast. —

Ich mache mich von allen meinen Briefen, allen meinen Besuchen, allen meinen Arbeiten frei, es mag mir lieb oder nicht lieb seyn, frei von allen, auf daß ich, wenn du kommst, nur für dich lebe.

Du hast recht, daß ich mich mehr über die Ursache der Schmerzen freue, als die Schmerzen fühle. Sie haben noch nie eine andre Wirkung gehabt. Ich denke, es soll mit den ernsthaftern Schmerzen auch so gehn. Hamb. den 26. August.

Wegen meiner Rückreise, liebe beste Meta, habe ich schon mit — gesprochen, die meine Gründe, bald zu reisen, sehr einsieht und fühlt. Ich habe dir viel von ihr zu erzählen. Sie ist eine vortreffliche Frau!

Du liebe Meta! du kannst kaum mehr gehn? Ich kann dir nicht beschreiben, wie mich Das rührt. Nun, unser Gott

wird mit dir seyn! Er wird vornämlich dann mit uns seyn, wenn du mich noch viel mehr rühren wirst. Ich drücke dich auf's Innigste an mein Herz. Bernst. den 26. August.

Was werden wir uns zu erzählen haben, wie wir dann und dann (doch mit der Chronologie werde ich nicht recht fortkommen, vielleicht besser mit den Oertern) an einander gedacht haben. Du liebe Meta, wie mich verlangt, dich zu sehn! — Da ich jetzt in einem kleinen Walde wohne, so wird dir es nicht gleichgültig seyn, wenn ich dir sage, daß ich bei meinen Spaziergängen in demselben das schönste Wetter bisher gehabt habe. Der hiesige Park hat eine für mich jetzt neue, schöne Eigenschaft. Die ist der Anblick derjenigen See, auf der ich zu dir zurückkommen werde. Bernst. den 29. Aug.

Ich will dich recht im Ernste gern entbehren, bis der Mondschein kommt, ob mirs gleich durch alle Nerven zittert, wenn ich an's Wiederhaben denke.

Es ergriff mich heute auf Einmal, daß es der erste September war, und daß ich dich nun bald wiederkriegte. Ach, was ist Das für ein Gedanke! Und was wird das Wiederkriegen seyn: Aber doch nicht vor dem Mondschein, eher will ich dich nicht haben.

Ich befinde mich, Gott sey Dank! sehr wohl. Ich habe nichts von dem Kränklichen der letzten Wochen, nur die Unbequemlichkeiten — Da ist unser Kuß. Hamburg den 1. Sept.

Du liebe Meta! wie süß ist mir's immer, wenn ich nun deine Briefe bekomme. Es ist doch fast so etwas, wie eine Umarmung, ein Brief von dir!

Meine Zuversicht, daß unser Gott dich mir lassen wird, dauert noch immer; ob ich gleich damit nicht sagen will, daß sich nicht zuweilen ein Wölkchen darüber ziehe. Es gibt leichtere und schwerere Stunden der Prüfung. Die jetzigen sind die schwereren. Laß uns wachsam seyn, meine liebe Meta, daß wir uns völlig unserm Gott überlassen. Dieser ernsthafte Gedanke beschäftigt mich oft. Was meinst du, wenn wir uns darüber schrieben, um uns stark zu machen? — Ach, wie mein Herz an deinem Herzen hängt! Kopenhagen den 2. Sept.

Dein schlimmer, schlimmer Hals! was hat der mir schon viel Sorge gemacht! In welch einer beständigen Angst werde ich seyn, wenn der vierundzwanzigste September ohne dich vergeht! Ich werde immer denken, ich komme nieder — und sterbe gar ohne dich! Dieß könnte mich um alle meine Ruhe bringen, von der ich dir hernach erzählen will. Denn ich bin, unserm Gott sey Dank! stark genug, von meinem Tode zu reden. Ich hab's nur deinetwegen bisher unterlassen. Es ist mir recht lieb, daß ich's künftig nicht mehr nöthig habe.

Ich mag mich ängstigen, wie ich will; so unternimm nur ja nichts, das deiner Gesundheit schädlich seyn könnte. Ich hätte eigentlich dir alle meine Sorge verschweigen sollen. Aber es ist mir in einem Briefe eben so unmöglich, als in deiner Umarmung, etwas zu verschweigen, das ich auf meinem Herzen habe.

Man sagt mir, und ich weiß es auch selbst, daß die Ostsee um die Zeit des Aequinoctii stürmisch ist, und dieß haben wir den sechsundzwanzigsten. Bist du dann noch nicht hier (ach, manchmal denke ich, du könntest es dennoch seyn, —

und dann bin ich im Himmel!), so wage dich nicht mehr auf die See.

Die häßlichen Geschäftssachen nehmen Einem allen Raum weg. Ich kann dir darüber von meiner Ruhe und meinem Muthe, es mag kommen, wie es will, nichts sagen. Ich will es künftig thun. – Du bist mein Einziger! Hamburg den 7. Sept.

Du mußt nicht denken, Süßer, daß Dieß etwas weiter bedeutet, als daß ich so leicht sterben, als leben kann; und daß ich mich auf beides gefaßt mache. Denn ich lasse mich gewiß nicht darauf ein, etwas von beiden auszumachen. Wenn ich nach den Umständen schließen wollte; so wäre viel mehr Wahrscheinlichkeit für Leben, als für Tod. Aber ich bin sehr ruhig zu jedem von beiden. Was Gott will! Ich erstaune manchmal selbst über die Gelassenheit, die ich die ganze Schwangerschaft über gehabt habe, da ich doch so glückselig in dieser Welt bin! O, was ist unsre Religion! Was muß die Ewigkeit seyn, von der wir so wenig wissen, und unsre Seele so viel fühlt! Mehr als ein Leben mit Klopstock! Es scheint mir jetzt nicht so schwer, dich und dein Kind zu verlassen, als ehemals, und daher fürchte ich oft, daß ich diese Ruhe noch wieder verlieren kann; ob sie gleich schon acht Monate gedauert hat, und in dem Anfange der beiden vorigen Schwangerschaften auch war. Ich weiß wohl, daß alle Stunden nicht gleich sind, und vor allen die letzten. Denn der Tod einer Wöchnerin ist nichts weniger, als ein leichter Tod. Doch, laß die letzten Stunden keinen Eindruck auf dich machen. Du weißt zu sehr, wie viel der Körper da auf die Seele wirkt. – Nun, Gott mag mir geben, was er will; ich bin immer glücklich, ein ferneres Leben mit dir – oder ein Leben

mit Ihm! Aber, wirst du mich auch so leicht verlassen können, als ich dich? da du nur in dieser Welt * bleibst, und in einer Welt ohne mich! Du weißt, ich hab' immer gewünscht, die Nachbleibende zu seyn, weil ich wohl weiß, daß Dieß das Schwerste ist. Doch vielleicht will Gott, daß du es seyn sollst, und vielleicht hast du mehr Kräfte. Ach, denke nur, wo ich hingehe! und so sehr Sünder Dieß von einander gewiß seyn können, kannst du gewiß seyn, daß ich dahin gehe. So kann das Gefühl eines Christen nicht trügen! Und da folgst du mir nach, dein Kind auch. Und da lieben wir uns fort, die Liebe, die gewiß nicht zum Aufhören gemacht war, unsre Liebe! Und so lieben wir auch unser Kind! Im Anfange wird der Anblick des Kindes dich vielleicht traurig machen; doch nachher muß es dir ein großer Trost seyn, ein Kind von mir nachzubehalten. Es ist mir, wenn ich's nachlasse, sogar lieber, eins nachzulassen als keins, ob ich gleich wohl weiß, daß fast alle Leute hierin anders denken, als ich. Doch warum sollte ich anders denken? Vertraue ich's nicht dir und Gott an? Ob es gleich mit der sanftesten Ruhe ist, daß ich hiervon spreche; so will ich doch aufhören. Denn vielleicht macht es dich zu traurig, ob du mir gleich die Erlaubniß dazu gegeben hast. Ach, ich danke dir für diese süße Erlaubniß. Mein Herz wünschte es so sehr, und ich mochte es doch deinetwegen nicht thun. — Doch ich will aufhören. Etwas Anders kann ich auch nicht schreiben, denn

* Sie war sehr dankbar gegen diese Glückseligkeit, ohne daß gleichwohl ihr Verlangen nach einer bessern Welt dadurch geschwächt wurde. In der letzten ihrer Beichten, die sie alle Mal aufzuschreiben pflegte, betete sie: Gott lasse mir die Ruhe, die er mir schenkt, eine Welt voll Glückseligkeit mit einer noch glückseligern Ewigkeit verwechseln zu können.

ich bin zu ernsthaft; ob es gleich ein Ernst mit Freudenthränen ist! Burgesch den 10. Sept.

Du hast Recht; die Briefe sind beinahe eine Umarmung. Ach, ich schmachte immer darnach, wie ein Bräutigam nach der Hochzeit! Aber was werden sie gleichwohl gegen unsre erste Umarmung seyn! Ach, du Einziger, stelle dir Das ein Mal vor, wenn wir uns nun wieder haben! Ach, wenn dieser Brief der letzte wäre!

Du lieber, süßer, häßlicher Hals! laß meinen Klopstock doch reisen, ich will dich auch so viel küssen! — Ich hoffe und zittre noch zu deinem heutigen Briefe. Ach, nimm mir meine Hoffnung nicht! Verreise doch morgen! Wir haben seit gestern das schönste Wetter und den besten Nordostwind. Du kommst gerade mit dem Vollmonde. Ach, verreise ja! Nimm mir meine Hoffnung nicht! Betrübe mich so nicht! Da ist der letzte Briefkuß! Ach komm! Burgesch den 15. Sept.

Meine einzige, süße Frau! Dein heutiger Brief hat mich sehr gerührt. Aber, ehe ich mehr davon sage, muß ich von meiner Reise reden.

Dein Brief hat mich so sehr gerührt, daß ich heute nicht darauf antworten mag. Er hat mich nicht traurig, aber er hat mich wehmüthig gemacht. Unser, unser Gott wird es mit uns machen, wie es seinem allerbesten Willen gemäß ist. Er ist der Allweise und Allgnädige!

Ich kann dir es nicht mehr verschweigen, es liegt mir heute besonders schwer auf dem Herzen, daß ich nicht bei dir bin — doch muß ich dir zugleich sagen, daß Das mir sehr

heitre Stunden sind, wenn ich den Gedanken der Abwesenheit recht lebhaft denke, und dann Kräfte genug habe, mit Ruhe daran zu denken, daß Dieß eben die Stunden der Prüfung sind, und daß ich mich hier eben unterwerfen muß. — Es rührt mich heute Alles zu sehr, was du in deinem Briefe sagst; sonst wollte ich gern mit dir davon sprechen: ich sage, daß mich der Gedanke von deinem Tode zu sehr rührt, denn der von der Abwesenheit macht mich, aus den angeführten Ursachen, heiter. — Ich will dir über eine Stelle aus dem mir so lieben hundertneununddreißigsten Psalme meine jetzigen Empfindungen sagen: „Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meere; so würde mich doch deine Hand daselbst halten.“ Am äußersten Meere, da bist du jetzt, meine Einzige, und da ist auch unser Gott, und da hält dich seine Hand! Es ist ein sehr freudiger Gedanke! Ach, wie lieb habe ich dich, meine Einzige. Das verspreche ich dir, daß ich keinen Augenblick, ohne die äußerste Nothwendigkeit, von dir kommen will. — Und dann, wenn uns Gott unser Kind gegeben hat, und du, kleine Mutter, um mich und das Kind herum bist — mir schwindelt, wenn ich mir's recht vorstellen will. — Ich muß schließen. Mein ganzes Herz ist so ganz, so unaussprechlich dein. Bernst. den 16. Sept.

Einen ärgern Streich hätte deine Zerstreuung mir nicht spielen können, als den Brief, worin ich so viel Entscheidendes von der Reise hoffte, nach Soroe zu schicken!

Man entdeckt doch immer etwas in Briefen, die man nicht sehen soll. In diesem machte ich die traurige Entdeckung, daß dein Hals schlimmer gewesen ist, als du mir gesagt hast. Ach, du hast doch mit B. und W. recht gesprochen? Ich

dachte, ich würde auch entdecken, daß du mich nicht lieb hättest: aber, du hast von deiner Meta doch so ziemlich zärtlich gesprochen. Wie lieb ich dich habe! Ja, Das läßt sich nicht sagen! Und wie mir seyn wird, wenn ich dich wiedersehe, davon habe ich keine Vorstellung. Mir schwindelt, wenn ich daran gedenke; so wie wenn ich die erste Stimme meines Kindes hören werde. Gestern fuhr ich vier Stunden spaziren. Welchen Weg? Ja, ich konnte keinen andern Weg fahren, als den Weg nach Lübeck, ob ich gleich wohl wußte, daß du gestern noch nicht kommen würdest. Es war mir nicht möglich, einen andern zu fahren. Gute Nacht bis Morgen! Ach, laß deinen morgenden Brief mir sagen, daß du abgehst, daß du abgegangen bist, daß du kommst, daß du kommst! daß ich diesen Brief umsonst schreibe, und dich bald in meine Arme kriege! Ach, du Einziger! komm! komm! komm!

Hamburg den 18. Sept.

Mein Hals ist, Gott sey Dank! diese letzten Tage so gut gewesen, daß ich mit diesem Schiffer reisen zu können hoffe. Unterdeß will ich doch zu allem Ueberflusse mit B* darüber sprechen. — Du arme kleine Meta, dein gestriger Brief hat mich recht traurig gemacht. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß du aus meinem vorletzten Briefe geschlossen hast, daß ich so spät kommen würde. — Du süße Frau, ja, ich fühle mit dir die ganze Last der Abwesenheit. — Aber beunruhige dich nicht mit der Vorstellung, daß du sterben und ohne mich sterben wirst! Beides ist gar nicht wahrscheinlich. Es wird dir vielleicht vorkommen, als wenn ich kalt davon spreche. — Diese Kälte der Vernunft ist uns Beiden nöthig, nicht allein, daß wir uns nicht zu traurigen Vorstellungen überlassen, und uns dadurch schaden; sondern auch, daß wir desto

fähiger sind, uns dem Willen unsers Gottes mit völliger Ergebung zu unterwerfen. Dieser hohe Grad der Unterwerfung ist eine der schweresten und zugleich der ruhevollsten Pflichten des Christenthums. Diese Tage unsrer Abwesenheit von einander (Vielen würde Dieß sonderbar vorkommen) sind solche Tage unsrer Prüfung, die uns auffordern, aufmerksam darauf zu seyn, daß wir geprüft werden. — Auch die unschuldigste und pflichtmäßigste Liebe soll der Liebe zu unserm Gott unterworfen werden. Ich habe meinen Gesang von der Allgegenwart, den ich in dem Aufseher drucken lasse, von Neuem durchgelesen, und die Vorstellungen von der Allgegenwart des Anbetenswürdigen sind mir sehr lebhaft geworden. Wenn mir Gott die Gnade gibt, mich diesen Vorstellungen zu überlassen, ach, dann meine Meta, bin ich gar nicht weit von dir! Er schließt mich und dich ringsum ein. Er hält seine Hand über uns! Gott ist, wo du bist! Gott ist, wo ich bin! — Wir hängen völlig, noch viel völliger, als man es sich gewöhnlich vorstellt, auch in allen den Dingen, bei welchen man am Wenigsten an ihn denkt, von ihm ab! — (Meine Seele ist jetzt in einer sanften Ruhe, mit etwas Wehmuth vermischt.) Sein Aufsehen bewahrt unsern Odem! Er hat unsere Haare auf dem Haupte gezählt! — Du, meine Frau, die mir Gott gegeben hat, sorge (du siehst, daß ich den Ausspruch auf höhere Sorgen anwende) sorge nicht für den andern Morgen! Bernst. im Sept.

Du meine Meta: betrübe mich so nicht, sagst du, und komm! Ach, wie rührt mich Das! Aber der Schiffer verreist erst Donnerstag, wie er sagt, und ich glaube auch nicht

einmal, daß er Donnerstag verreist. Er hat noch nicht Ladung genug. Laß uns die wenige Zeit noch aushalten, meine Einzige!

Meine ganze Seele verlangt darnach, dich wieder zu sehen; aber ich mag nicht Viel davon schreiben. Es bewegt mich zu sehr. Und ich will diese Bewegung gern zurückhalten, weil ich gern mit Ruhe und Unterwerfung diesen Tag der Freude erwarten will. Thue du Das auch, meine beste Meta! — Meine Hoffnung, daß unser Gott dich mir lassen wird, war gestern lebhaft. Sie wurde es besonders durch die Beschreibung deines Wohlbefindens. Aber ich darf mir auch diesen Gedanken kaum recht denken. Er rührt mich zu stark! — Unser Gott wird es Alles nach seiner Weisheit und Liebe machen! O, welch eine wahre, nicht unruhige Glückseligkeit liegt in diesem Gedanken, wenn man sich ihm recht überläßt!

Ich komme auf einen Augenblick zu dir zurück, um dir zu sagen, wie sehr lieb ich dich habe, und wie zärtlich ich dich bitte, meine Abwesenheit so wenig, als dir nur möglich ist, zu empfinden. Laß uns einmal die Vergleichung machen. Da ich das zweite Mal von dir reiste und nicht wußte, wann ich wiederkommen würde, und auch erst nach so langer Zeit wiederkam: und jetzt, da ich nur so kurze Zeit (freilich eine lange Zeit ohne diese Vergleichung) von dir bin, da meine Zurückkunft so nahe ist, da mich nur mein Schiffer ein Wenig aufhält, da wir so viel Ursache haben zu hoffen, daß dich Gott mit einem gesunden Kinde segnen und mich mit dir und dem Kinde segnen wird! — Laß uns diese Glückseligkeit recht überdenken und gegen den Geber dankbar seyn. Diese Betrachtung macht mich recht froh. Ich drücke dich fest an mein Herz, meine Meta.

Bernst. d. 19. Sept.

Ach, wenn du denn ankommst! — Nein, ich kann, ich darf mir Das nicht vorstellen, dich wirklich wieder in diesen Armen haben! dich küssen! dich sehn! Es kommt mir jetzt vor, als wenn das Sehn das Süßeste ist. Hamburg den 22. Sept.

Endlich, meine Meta, bin ich in der Stadt, um zu Schiffe zu gehen. Ich erwarte alle Augenblicke, daß wir gerufen werden. Nun, unser Gott wird mich leiten. Ach wie, lieb habe ich dich, meine Meta, und wie freue ich mich auf unser Wiedersehn. Kopenhagen den 23. Sept.

Bald werde ich in deinen Armen seyn, Meine! Gott sey Dank für meine glückliche Reise!

Allein, wie freue ich mich, dich endlich zu sehn, du meine Meta. Wie wollen wir unserm Gott danken, daß er dich mir, und mich dir erhalten hat! du meine Meta. Lübeck den 26. Sept.

Ich muß meinen Einfall ausführen und dir nach Lübeck schreiben. Denn nach Koppenhagen nun nicht mehr, nun nicht mehr! — unser Gott wird mit dir seyn. Ich habe eben mit meiner vollen Zuversicht für dich gebetet. — Eben kriegte ich deinen Brief, wie ich anfing recht traurig zu werden. Ich habe nicht Zeit, dir viel zu schreiben. Ich würde dir jetzt alle Tage nach Wandsbeck entgegen fahren, wenn ich nicht seit einigen Tagen einen Fluß auf den Augen und den Schnupfen hätte. Dieß wird meinen Anblick nicht so heiter machen,

als wenn du vorige Woche gekommen wärst. Sonst befinde ich mich ganz vortrefflich. Hamburg den 26. September.

Dieß war ihr letzter Brief an mich. Sie starb den 28. Nov. 1758. Ich hatte Anfangs vor, aus Dem, was meine hiesigen Freunde und ich uns von ihren letzten Stunden erinnerten, eine Beschreibung ihres martervollen und glückseligen Todes zu machen. Allein, ich würde diese Beschreibung nicht zu Stande gebracht oder doch zu sehr dabei gelitten haben. Was habe ich nicht schon bei der Ausführung meines Entschlusses, diese Beschreibung durch Stellen aus Briefen von meinen Freunden zu ersetzen, gelitten! Ich freue mich, daß sie dadurch mehr als ersetzt ist. Was ist die Freundschaft, besonders in den großen Trübsalen des Lebens!

Ich würde meiner Neigung nicht genug thun, wenn ich bei dieser so ungesuchten Gelegenheit davon schweigen wollte, daß ich, außer meinen hiesigen alten Freunden, besonders seit dem Tode meiner Geliebten, hier noch andere gefunden habe, die wahren Antheil an meinem Schicksale genommen haben. Ich dachte oft nur in Gesellschaft zu seyn, und ich war unter Freunden. Ich habe diese mir so angenehme Entdeckung mehr durch ein gewisses Stillschweigen, durch ein gewisses Betragen, das ich an ihnen bemerkte, als durch Unterredungen von meinem Verluste gemacht. Ueberhaupt muß ich sagen, daß nicht wenige freundschaftliche Begegnungen mir meinen Aufenthalt in der Vaterstadt meiner Geliebten unvergeßlich machen.

Hier folgen die Stellen aus den Briefen meiner Freunde.

Was für Freuden, meine liebe Freundin, warten Ihrer in den süßen Geschäften, einst die Seele Ihres Sohns auszubilden und in der Entdeckung, wie sich die Kräfte seines Verstandes und seines Herzens erst zeigen, und dann nach und nach immer mehr entwickeln! Mir hat der Himmel diese Freuden schon zweimal gegönnt; sie dauren noch. Denn wir weit ist mein ältester bald Vierjähriger, und mein jüngster Zweijähriger von seiner Entwicklung noch entfernt! Und wenn der Himmel will, so kann ich die süßen Scenen, von ihrer ersten an, wieder zum dritten Male erleben. Gott erhöre unsre Wünsche und erfreue Sie bald und gebe Ihnen glückliche Wochen. Quedlinburg den 12. Nov. 1758.

Giesefe.

Sie müssens mir erlauben, daß ich Sie frage, wie die liebste Ihrer Schwestern sich befindet. Meiner Mutter letzter Brief vom 28. Nov. macht mich sehr besorgt. Schon damals ist die Hoffnung zur Entbindung nahe gewesen, schreibt sie. Mit nächster Post verspricht sie nähere Nachricht. Doch, die ist ausgeblieben!

An den lieben Klopstock selbst kann ich unmöglich schreiben, bis ich weiß, was wir hoffen dürfen. Sie, meine Geehrteste, sind wohl freilich zu beschäftigt, um selbst mir zu antworten. Lassen Sie aber, ich bitte Sie, meiner Mutter sagen, was sie schreiben soll. Gott gebe doch erwünschte Nachricht! Kein zweiter, kein unersetzlicher Verlust. Ihr neulicher schmerzt mich und meine Frau. Doch, da läßt sich Ersetzung wünschen und hoffen. Wenn aber — o nein, mein Klopstock! — Erfreuliche Nachricht beglücke uns bald! Rendsburg den 4. Dec. Oertling.

Ich habe gestern eine Nachricht in Ansehung deiner erhalten, die dich vermuthlich nicht schreiben läßt. Du kennst mein Herz; du weißt, wie es von dieser Nachricht getroffen seyn muß. Die Wirkungen, die sie bei mir hervorgebracht hat, sind jenen völlig gleich, in Ansehung derer du beikommenden Brief an mich schriebst.

Ich, unter meinen Geschwistern fast ganz allein, habe sie nicht gesehen; aber wie sehr geliebt! Leipzig den 4. Dec.

Carl Klopstock.

Du wirst die Nachricht von unsers theuren Vaters Tode schon haben. Ich glaube, daß du schon im Stande bist, Vieles von Dem, was ich dir darüber sagen könnte, selbst zu denken. Es ist der allein weise und der allein gnädige Wille unsers Gottes gewesen. Wir haben Beide über ihn geweint, und wir werden noch mehr über ihn weinen; aber laß es uns, mein Bruder, auf eine Art thun, die Gott gefällig ist, Das ist: mit Gelassenheit und Unterwerfung. Du hast ohnedieß einen Hang zur Traurigkeit. Diesem wirst du dich besonders bisher überlassen haben. Reiß dich davon los. Gott will, daß wir uns in ihm freuen sollen, Das ist: wir sollen uns über seine unaussprechliche Gnade und ihre unzählbaren Folgen freuen. Laß uns vor Andern Dieß von unserm theuern Vater lernen, daß wir uns in Allem, was uns betrübt, mit anhaltendem Gebete zu Gott wenden; so wird der Segen des Gebets unsers theuren Vaters auf uns kommen.

Wenn dir die ganze weltliche Geschichte in ihrem Umfange einst bekannt seyn wird, so wirst du keinen so großen Mann darin antreffen, als Abraham war. Und was war

die vorzüglichste Größe dieses erhabnen Mannes? Er traute Gott! Koppenhagen den 16. Nov. 1756.

August Klopstock.

Sie wissen nun schon die traurige Nachricht von dem Tode meiner geliebten Schwester. Ich kann aber leicht denken, wie gern Sie umständliche Nachricht haben möchten. Ich will sie Ihnen geben, so viel es mir meine jetzige Gemüthsfassung erlaubt. Unsere heldenmüthige Märtyrerin bekam schon vor acht Tagen, nämlich Donnerstag, falsche Wehen. Montag Nachmittag kriegte sie die rechten. Da sie mit aller Geduld, Contenance und Muth aus allen ihren äußern Kräften arbeitete, so hatten wir die beste Hoffnung, sie würde bald entbunden werden. Wir hofften aber die ganze Nacht vergeblich. Um drei Uhr ließen wir C* holen; der versicherte uns, alle Umstände wären gut, wir müßten nur Geduld haben. Dasselbe sagten die Wehmutter und O*. Unsre liebe Gebärerin arbeitete also fast ohne Aufhören immer fort, aber die Wehen wurden immer schwächer, anstatt daß sie stärker werden sollten. Wir schickten des Morgens wieder zu C*. Nun hatte sie schon fast alle Kräfte verloren. C* fand nun, daß sie mit Instrumenten mußte entbunden werden. Da er Dieß nicht mehr selbst thut, so schlug er uns S* vor, einen sehr geschickten Accoucheur. Er kam, sagte mir aber gleich, daß er besorgte, sie würde nicht zwei Stunden leben können. Er fing die Operation an, aber — auch durch Instrumente war sie nicht zu entbinden, und — nun starb sie! Aber wie starb sie? Sie starb, so wie sie gelebt hatte, mit gesetztem Muthe. Sie nahm von ihrem Manne Abschied. Ich betete mit ihr, und sie verschied auf

die sanfteste Art. Ich drückte ihr die Augen zu. – Ich kann nichts mehr schreiben. – Danken Sie Gott mit mir für die außerordentliche Stärke, die er mir in dieser so schweren Stunde gab. Es war über alle meine Kräfte, wie ich mich hierbei bewies. Danken Sie auch Gott für die Stärkung, Ruhe und Trost, die er Klopstock schenkt. Ich hoffe, er wird ihm dieß große, große Leiden überwinden helfen!

Sie ist nach ihrem Tode geöffnet worden, und da hat man gefunden, daß ihr Körper so gebaut gewesen, daß sie niemals hätte ein Kind gebären können. – Wunderbarer Gott! doch wir müssen schweigen. Hamburg den 4. December.

Der weise, anbetungswürdige Vater im Himmel hat sein frommes Kind zu sich gerufen! Großer Angebeteter, laß auch uns des Todes dieser Gerechten sterben, dieses frommen, sanften, seligen Todes! Meine arme Frau ist untröstbar und ich soll sie und mich trösten, und ich bin doch nicht der christliche Held, der Sie sind. Ich preise den allmächtigen Gott, der Sie in der entsetzlichen Stunde so allmächtig gestärkt hat! Es ist ihre Pflicht, daß Sie mir helfen Klopstock bereden, daß er zu uns herüberkomme. Muß ihm nicht jeder Anblick in Hamburg sein Leiden, seinen geheimen Schmerz erneuern? Und ein stiller, stummer Schmerz, wie seiner, ist der nicht nagender und verzehrender, als ein ungestümer, heftiger? Lübeck den 4. December.

Hartmann Stahe.

Meine liebe S*, was haben Sie Alles so standhaft ausgehalten! Gott erhalte Ihnen doch Ihre Gesundheit. Was ich verloren habe, kann ich nicht aussprechen, meine beste S*. Ich habe sie mehr, als eine rechte Schwester geliebt, und Gott wollte es doch so haben! Lübeck den 4. December.

Johanna Victoria Stahe.

Was soll ich Ihnen von dem Unglücke sagen, das Sie getroffen hat. Wenn Ihre Schmerzen durch den aufrichtigen Antheil, den ich daran nehme, besänftigt werden könnten, so würden Sie sie gewiß weniger empfinden. Ach! wer kann sich dieselben lebhafter, als ich, vorstellen, da ich vor sechs Monaten eben dem Schicksale so nahe war. Welcher Trost ist es für Ihre Freunde, zu wissen, daß Sie Religion haben. Sie allein kann Sie in diesen schrecklichen Stunden unterstützen. Die beste Parthie, die Sie nehmen können, ist: sich von den traurigen Gegenständen zu entfernen und hierher zu kommen, wo Sie Freunde haben, die nichts versäumen werden, Ihre Schmerzen zu lindern. Man hatte mir die traurige Nachricht verschwiegen, und man hatte wohl daran gethan; denn sie hat mich so bewegt, daß ich noch nicht zu mir selbst kommen kann. Ich sage Ihnen diesen kleinen Umstand nur deßwegen, weil ich aus der Erfahrung weiß, daß man nicht unzufrieden damit ist, daß Andre Antheil an unserm Schicksale nehmen. Wenn Sie in diesem Falle sind, so haben Sie Ursache, mit mir zufrieden zu seyn. Kopenhagen den 5. December.

Gräfin Stolberg, geb. Castell.

Ich bin noch zu sehr gerührt, zu sehr bekümmert durch die höchst unerwartete Nachricht, die mir, und besonders meiner liebsten Frau, tausend Thränen ausgepreßt hat. Gott, was wäre der Mensch mit allen seinen Glückseligkeiten und Hoffnungen, wenn die Ewigkeit nicht tröstete, und nicht unsern Verlust bewahrte, uns denselben herrlicher und vollkommner wieder zu geben. Ja, mein Geliebtester, Gottes Trost ist allein Trost! Den hat Ihre verklärte Meta, unsre theuerste Freundin, mitten unter ihren Leiden empfunden; der hat ihre Seele bei ihrem Eingange in ihre immerwährende Ruhe empor gehoben, und der wird auch alle Ihre Thränen von Ihrem Antlitze abtrocknen. Ich freue mich, mit geheimer Wehmuth, über die Barmherzigkeit, die Gott an Ihnen Beiden gethan hat. Ich freue mich über die Versicherungen, die Sie von Ihrer Begnadigung haben. Ach, wie unaussprechlich selig sind Sie, diese Versicherung zu haben! Gott stehe Ihnen unter der Empfindung Ihrer gerechten Schmerzen bei und mache Sie, durch seine Kraft, zu einem Beispiel der Empfindungen, die gute Herzen so oft in Ihren Gedichten rühren. Wenn Ihre Wunden verbunden und gelindert sind, so werde ich, zu meiner eignen Erbauung und Belehrung, viele Fragen an Sie thun. Sie werden doch vermuthlich Hamburg bald verlassen? Alle Ihre Freunde wünschen es. Gott erhalte Ihre Gesundheit und tröste, erquicke und begnadige Sie immer mehr durch seine Religion! Meine Frau versichert Sie nochmals des zärtlichsten und empfindlichsten Antheils an Ihrem Leiden! Noch ein Mal, Gott segne, lindre, tröste und erfreue Sie wieder, und auch alle Die, die Ihren Schmerz theilen. Kopenhagen den 5. December.

Cramer.

Ich habe nicht die geringste Anstrengung nöthig, um mich an Ihre Stelle zu setzen, und ich glaube, daß meine Empfindung keinen einzigen Zug desjenigen Bildes schwächt, das Sie vor sich haben. Was für ein schrecklicher Schlag! Welche Leiden! Welche Leerheit! Nur die Religion kann Sie aufrecht erhalten. Was ist diese Welt! wie kurz sind ihre Freuden, wie heftig ihre Schmerzen! Die Religion allein kann ein Balsam für so brennende Wunden seyn!

Ich wünsche aus dem Innersten meiner Seele, daß der unsichtbare Arm des Allmächtigen Sie unterstützen wolle.

Kopenhagen den 5. December.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Was kann ich schreiben? Ich will nicht von Dem, was vorüber ist. Sie müssen meinen Antheil wissen. — Aber, was ist Alles gegen Sie! Könnte ich nur Ihretwegen ruhig seyn! Wie bange ist mir! Meine Seele schwankt zwischen zwei Gedanken, bald auf Das, was dahin ist, bald auf Sie, und verweilt sich bei Ihnen: denn Jenes ist über unsre Sorge erhaben. Könnte ich nur einen kleinen Theil Ihres Kummers vermindern, damit würde ich noch jetzt die Wünsche eines Engels erfüllen! — Liebster Freund, wollen Sie nicht zu uns kommen? Bleiben Sie ja nicht an einem Orte, wo Sie Alles um und um an Dinge erinnert, die ohnedieß allzutief in Ihre Seele eingegraben sind.

Gott beruhige Sie! Gott stärke Sie! Gott segne Sie! Vielleicht ist mein irdischer Geburtstag ihr himmlischer gewesen, der neunundzwanzigste November. Sie haben ihn nicht genannt. Wie oft waren an dem Tage meine Gedanken bei Ihnen.

Könnte ich mich nur auf einige Weise um Sie verdient machen! Denn wer verehrt, wer liebt den Sänger des Messias, den Christen, den Freund — den Verlobten des verklärten Engels mehr als — Kopenhagen den 5. December.

Funke.

Ich weiß, was Sie empfinden, ich habe es auch erfahren und mag mir Ihren Jammer kaum recht vorstellen. Können Sie sich durch den Gram durchbeten und durchdenken, und dadurch endlich ruhig werden: so ist dieses das beste Mittel. Müssen Sie aber Gefahr dabei für sich selbst fürchten, so beschwöre ich Sie bei der Religion, bei dem jetzigen Wunsche des Engels, welchen Sie beweinen, und bei allen Ihren Freunden, verschmähen Sie das Mittel der Zerstreuung nicht, und versündigen Sie sich nicht durch den Vorsatz, immer so trostlos zu seyn, als jetzt. Denken Sie auch nicht, daß Sie es ohne Vorsatz immer seyn werden. Mit einem so harten Verhängnisse hat Gott Niemand gezüchtigt, als der immer gezüchtigt seyn will, und es eben dadurch verdient. Ich will für Sie beten, so oft ich an Sie denke. Wo Sie mich ein Wenig lieben: so bitte ich mir entweder selbst, oder durch einen Andern, einige Nachricht von Ihnen aus, um mich, wo möglich, außer Sorgen für Ihr Leben zu setzen. Denn ich kenne Ihre Zärtlichkeit, die ihres Gleichen in der Welt vielleicht nicht gehabt hat, und deßwegen auch nicht lange hat dauern sollen, weil Gott vielleicht gesehen hat, daß sie in jedem Jahre höher steigen, und endlich der Liebe Gottes zu nahe kommen möchte. Sor. den 5. December.

Basedow.

Klopstock an Cramer.

Heute ist der Todestag meiner Meta. Und ich bin so ruhig. Kann ich Das mir zuschreiben, mein Cramer? Gewiß nicht. — Ich schlafe wenig (sonst kann ich mit so wenig Schlafe nicht zureichen) und doch befinde ich mich nicht übel, und oft wohl. — Dem Gotte des Trostes sey für alle seine Gnade gedankt, die er mir erweist. Danken Sie unserm Gott mit mir, mein Cramer. — Jetzt will ich versuchen, ob ich Ihnen eine etwas umständlichere Nachricht geben kann. — Vom Freitag bis Dienstag Nachmittag gegen vier haben ihre Leiden gedauert; am stärksten aber sind sie am Montag Abend um acht Uhr gewesen. Am Sonntag Morgen richtete ich vornämlich mich und dann auch sie damit auf, daß ich ihr wiederholte, daß ohne unsers Vaters Willen kein Haar von ihrem Haupte fallen könnte! — und sagte ich ihr mehr als ein Mal folgende Zeilen aus meinem neuesten Liede vor: * (Einmal war ich so bewegt, daß ich bei jeder Zeile einhalten mußte.)

Nah ist meines Helfers Rechte,
Sieht sie gleich mein Auge nicht!
Weiter hin im Thal der Nächte
Ist mein Retter und sein Licht!
Ja! dort wird mir Gott begegnen!
Dort wird mich sein Antlitz segnen!
In der trüben Stunde Graun
Lehre mich gen Himmel schaun!

* Ich sollte es ihr einmal ganz vorsagen, aber wir wurden unterbrochen. Der Leser findet es hinter diesem Briefe.

— Nein, gewisse rührende Umstände muß ich auslassen. Ich will sie Ihnen einmal erzählen. Da ich an ihrem Leben zu zweifeln anfing, und ich fing früher als Andere an, da sagte ich ihr von Zeit zu Zeit etwas von Gott ins Ohr, doch so, daß ich ihr nicht merken ließ, daß ich an ihrem Leben zweifelte. Ich weiß wenig von Dem, was ich ihr sagte, aber so viel weiß ich überhaupt, daß ich ihr wiederholte, wie sehr ich durch die Gnade einer so außerordentlichen Standhaftigkeit, die ihr wiederführe, gestärkt würde, und daß ich sie nun an Das erinnerte, wozu wir uns Beide vorher so oft aufgemuntert hätten, nämlich an eine völlige Unterwerfung. Da sie schon auf den zweiten Stuhl (ich enthalte mich, es einen Marterstuhl zu nennen, weil ihr unser Gott alle ihre Leiden so muthig hat überwinden helfen), da sie auf den zweiten Stuhl gebracht worden war, und auch da schon wieder viel gelitten hatte, sagte ich ihr mit viel Rührung ins Ohr: der Allerbarmherzigste ist mit dir! Ich sahe, wie sehr sie es fühlte. Vielleicht vermuthete sie jetzt das erste Mal, daß ich dafür hielte, daß sie sterben würde. Ich sah Dieß an ihrer Miene. Ich sagte ihr hierauf oft, so oft ich hineingehen und ihre Wehen aushalten konnte, wie sichtbar die Gnade unsers Gottes mit ihr wäre. Wie konnte ich von dem großen Troste meiner Seele schweigen? — Ich kam hinein, da sie zur Ader gelassen worden war. Weil man aus dieser Ursache das Licht herbeigebracht hatte, so sah ich ihr Gesicht nach vielen Stunden das erste Mal wieder deutlich. Ach, mein Cramer, die Farbe des Todes war darauf! Aber der Gott, der so mächtig mit ihr war, stärkte auch mich bei diesem Anblicke. — Sie wurde nach dem Aderlassen besser, aber auch bald hernach wieder schlechter. — Der Doctor, der sie operiren sollte,

eilte. Doch Dieß habe ich Ihnen schon geschrieben. Genug, mir ward von ihm nur sehr kurze Zeit gegeben, Abschied zu nehmen. Ich hatte einige Hoffnung, daß ich nach der Operation noch mit ihr würde beten können. — Ich werde nicht aufhören, unserm Gott für die Gnade zu danken, die Er mir bei diesem Abschiede gab. — Ich halte dir mein gegebenes Versprechen, meine Meta, und sage dir, daß mein Leben, wegen deiner großen Schwäche, in Gefahr ist. — „Kann ich in der Operation sterben?" — Du kannst in der Operation sterben; aber ich fürchte deine Schwäche noch vielmehr, an der du hernach sterben kannst. (Sie müssen nicht glauben, daß ich Ihnen Alles wiederholen kann. Weder den ganzen Inhalt von Dem, was wir sprachen, noch alle Worte kann ich Ihnen wiederholen. So viel weiß ich, daß es mir recht zuströmte, was ich ihr sagte. Auch sie hörte wieder völlig und redete ohne den geringsten Anstoß.) Ich nannte den Namen „des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" über ihr. — Ich fürchte nicht, daß du in der Operation stirbst; aber es kann geschehen. Nun, der Wille Desjenigen, der dir unaussprechlich hilft, geschehe! Ja, wie Er will! wie Er will! — „Er mache, wie Er es will," sagte sie, „und Er wird es gut machen!" Dieß Letzte sprach sie mit einem besonders starken Tone der Freude und der Zuversicht aus. — Du hast wie ein Engel ausgehalten! Gott ist mit dir gewesen! Gott wird mit dir seyn! der Allerbarmherzigste ist mit dir gewesen! Sein großer Name sey gepriesen! Er wird dir helfen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu seyn, so würde ich es jetzt werden! — Dieß von Ungefähr und noch mehr sagte ich ihr in einer starken Bewegung der Freude. Die Schmidt sagt, daß wir Beide sehr freudig gewesen wären. — Sey mein

Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt! — „Du bist der meinige gewesen!“ sagte sie. — Sey mein Schutzengel, wiederholte ich, wenn es unser Gott zuläßt; wenn es unser Gott zuläßt! — „Wer wollte Das nicht seyn?“ sagte sie. — Nun wollte ich forteilen! Die Schmidt sagte: „Geben Sie ihr noch ein Mal die Hand.“ Ich that's und weiß nicht, ob ich noch etwas sagte. Ich eilte fort. Ich holte den Doctor, umarmte ihn und wünschte, daß Gott mit ihm seyn möchte, und ging auf meine Stube und betete. Gott gab mir viel Kraft zu beten. Ich bat um völlige Unterwerfung. Aber wie kam es, mein Cramer, daß ich nicht für sie betete, welches doch so natürlich war? — Vermuthlich, weil sie schon über Alles, was ich bitten und verstehen konnte, erhört war! — Wie ich hinaus gewesen bin, hat sie die Schmidt noch einmal gefragt: „Ob sie in der Operation sterben könnte?“ und durch eine gewisse Frage der Schmidt veranlasset: „Ob ihr Tod schon so nahe sey?“ Sie hat den Umstehenden gesagt, „daß sie sich ruhig halten sollten, damit der Doctor auf keine Art gestört würde.“ Sie hat auch noch angeordnet, daß man ihr Bette zurecht machen sollte, im Fall sie die Operation überlebte. Sie hat im Anfange der Operation zu der Schmidt gesagt, „daß sie nichts fühle;“ darauf hat sie gleichwohl noch einige Schmerzen empfunden. — Sie hat zur Schmidt gesagt: „Gott habe ihr viel Sünden zu vergeben, aber sie traue auf ihren Erlöser!“ — Die Schmidt hat ihr bei einer andern Gelegenheit gesagt: Gott würde ihr helfen! „Im Himmel!“ hat sie geantwortet. Indem ihr Kopf auf das Kissen gesunken ist, (sie saß) hat sie mit Schnelligkeit zur Schmidt gesagt: „Es ist vorbei!“ — Sie hat hierauf die Schmidt zärtlich angesehen, und mit noch ungebrochenen Augen zugehört, da ihr die Schmidt Folgendes

vorgebetet hat: Das Blut Jesu Christi macht dich rein von allen Sünden! — (O süße Worte des ewigen Lebens!) — Gottes Tag, du bist gekommen, — die erste Strophe nämlich, und die: Verachte denn des Todes Graun! — Nach einigen schmerzhaften Empfindungen in ihrem Gesichte ist ihr Gesicht wieder ganz heiter geworden, und so ist sie gestorben! — Ich will nicht klagen, mein Cramer, ich will danken, daß mich Gott bei dieser großen Prüfung so sehr gestärkt hat. — Beim Abschiednehmen sagte sie sehr süß zu mir: „Du wirst mir folgen!“ — Mein Ende sey wie ihr Ende! — Ach, möchte ich jetzt einen Augenblick an Ihrem Herzen weinen können! Denn ganz kann ich mich des Weinens nicht enthalten. Und das fordert auch mein Gott nicht von mir. Hamburg den 5. December.

Ach, wie hat mein Herz gerungen!
Wie gefleht am Gnadenthron!
Noch von deiner Angst durchdrungen,
Siegst du, meine Seele, schon?
Oder säumt des Helfers Rechte
Stets noch? werden meiner Nächte,
Meiner Qualen immer mehr?
Immer meiner Thränen mehr?

Nah ist meines Helfers Rechte;
Sieht sie gleich mein Auge nicht!
Weiter hin im Thal der Nächte
Ist mein Retter und sein Licht!
Ja, dort wird mir Gott begegnen!
Dort wird mich sein Antlitz segnen!
Jetzt, jetzt ist die Prüfungszeit!
Jetzt sey, Seele, stark im Streit!

Was empfand des Helden Seele,
Abrams, der's vom Herrn empfing!
Und nunmehr von Mamres Höhle
Nach des Opfers Berge ging!
Tief war seiner Seele Wunde!
Heiß der Prüfung bange Stunde,
Nicht erst künftig; sie war da,
Nah des Knaben Tod, ganz nah!

Konnt' er dessen Rath ergründen,
Der das Opfer ihm befahl?
Keinen Ausgang konnt' er finden,
Ueberall war Nacht und Qual!
Dennoch traut' er dir, o Retter!
Dir, Jehova, Gott der Götter!
Er führt mich die dunkle Bahn,
Er, der Staub erwecken kann!

Abraham! So scholl die Stimme
In des Ueberwinders Ohr!
O, du jener Gnade Stimme,
Ruf auch meine Seel' empor!
Schau, Herr, wie ich lieg' und flehe,
Und vor Trauren fast vergehe!
In der trüben Stunde Graun *
Lehre mich gen Himmel schaun!

* Diese beiden Zeilen versetzte ich, weil ich mich nicht genug besann, in die zweite Strophe.

Fast zu Denen hin versammelt,
Die im Herrn entschlafen sind,
Hab ich sonst dein Lob gestammelt,
Vater warst du! ich war Kind!
Aber jetzt, von dir erschüttert,
Schmachtet meine Seel', und zittert!
Dennoch, Vater, harr' ich dein!
Dennoch wirst du Vater seyn!

In der Christen ersten Tagen
Ward Deß Mund zum Lobgesang,
Der, zerfleischt von bängern Plagen,
Zeugend mit dem Tode rang!
Selten bracht' ein schnelles Ende
Sie in ihres Vaters Hände.
Viele dunkle Tage lang
Starben sie, scholl ihr Gesang!

Schau auch dieser Helden Glauben,
Meine Seele, glaubend an!
Laß nichts deine Krone rauben!
Leid' und klimm zu ihr hinan!
Keiner Trübsal Tiefen scheiden,
Weder Tod noch Leben-scheiden,
Nichts, was jetzt und künftig ist,
Scheidet mich von Jesu Christ!

Alle Zeugen Christi sahen
Ihn nicht in des Himmels Höhn!
Nicht die Märtrer alle sahen
Ihn zur Rechten Gottes stehn!

Denn sie hatten auch gesündigt!
Durch ihr Thun nicht stets verkündigt,
Der für ihre Missethat,
Zu des Vaters Rechte, bat!

Dennoch stritten sie mit Muthe,
Da die trübe Stunde kam,
Priesen den in ihrem Blute,
Der sie so der Erd' entnahm!
Keiner Trübsal Tiefen scheiden,
Weder Tod noch Leben scheiden,
Nichts, was jetzt und künftig ist,
Scheidet mich von Jesu Christ!

In meinem letzten Brief (ich möchte gern wissen, ob sie ihn noch erhalten hat?) war ich voll Hoffnung. Es hat Gott nicht gefallen, auch unsre Wünsche zu erhören. Was muß der arme Klopstock leiden! und was für Versuchungen sind es, deren Gott ihn würdigt! Ich weiß, er wird ihrer werth werden. Aber, was wird er nicht erst ausstehen! Quedlinburg den 6. December. Giesefe.

Ob ich gleich schon oft die Feder ergriffen und wieder weggelegt habe; so nehme ich sie doch wieder, um Ihnen zu sagen, daß ich und mein H. mit Ihnen weinen — und für Sie beten. Wer kann Sie unter allen Ihren Freunden mehr bedauern, als ich? Wer hat sie länger, wer hat sie so sehr gekannt? Was habe ich selbst für eine Freundin an ihr

verloren? Ach, ich fühle es nur zu sehr, was Sie empfinden müssen? Ich fühle die so geschwinde Trennung von Ihrer Seligen, nach einem so kurzen Besitze, und die Vernichtung der besten, edelsten und gerechtesten Hoffnungen in ihrer schrecklichen Größe. Und ob ich gleich weiß, daß diese Trennung nicht auf ewig geschehen ist, und daß Ihre Hoffnungen nicht alle zernichtet sind, so zittre ich doch vor dem Kampfe, in welchen Sie jetzt geführt werden. Sie werden auf eine schwere Probe gestellt. Aber, mein theurer Freund, Gott, der Sie auf dieselbe stellt, wird Sie nicht ohne Unterstützung lassen. A. hat mich mit der Versichrung, daß Gott schon jetzt sich an Ihnen zu verherrlichen anfange, recht erfreut. Sie ist nicht weit von mir! Das haben Sie gesagt! Und in der That ist von der Erde zum Himmel, für einen Christen, nicht weit! Gott lasse den Trost dieses großen, wahren Gedankens recht lebhaft in Ihnen werden. Und Sie, mein liebster Klopstock, nehmen Sie jetzt alle ihre Stärke zusammen und denken, daß Sie Ihren Freunden und Ihren Lesern jetzt ein Beispiel schuldig sind. Weinen Sie über Ihre Meta mit der ganzen Zärtlichkeit, die sie verdient; wir weinen mit Ihnen: aber wir bitten Sie, überlassen Sie sich auch Ihrer gerechtesten Schwermuth nicht zu sehr. Denken Sie an Ihren großen Beruf; denken Sie an Ihre Freunde; denken Sie an Ihre Mutter und Geschwister. Ihre liebe Mutter wird selbst schreiben. Sie können leicht denken, was sie leidet. Aber sie wird doch ungemein aufgerichtet werden, wenn sie erfährt, daß Sie unter Ihrer Bekümmerniß nicht erliegen. Quedlinburg den 6. December.

Giesеke.

Wie viel Freude würde mir Ihr Brief und Ihre so süße Ode gemacht haben, wenn ich sie zu einer andern Zeit gekriegt hätte. Jetzt aber habe ich die Ode kaum ein Mal lesen können; sie macht mich zu betrübt. Was ich empfinde, können Sie sich leicht vorstellen. Was habe ich nicht verloren! Doch ich will, ich muß nicht klagen; Klopstock verbietet es mir.

Nun habe ich erst recht gelernt, was die Religion vermag! — Doch, ich will heute nichts Anderes schreiben, als eine umständliche Nachricht von den letzten Stunden unsrer Geliebten.

Unsre liebe Gebärerin arbeitete beständig fort mit einem Muthe und mit einer Gelassenheit, die wohl wenig ihres Gleichen hat. Klopstock, der sich vorgenommen hatte, nicht von ihr zu weichen, konnte es doch nicht aushalten; er ging weg und kam wieder und so die ganze Nacht durch. Um zehn Uhr des Morgens kriegte sie, ohne Zweifel aus großer Mattigkeit, einige Zuckungen; aber sie dauerten nur einige Augenblicke, da kam sie wieder zu sich selbst. Sie war noch immer geduldig. Sie winkte und lächelte Klopstock zu, küßte ihm die Hände, und sprach noch ganz munter.

Nun ging die große Scene an. Klopstock ging hinein und kündigte seiner Frau an, daß sie in Lebensgefahr wäre. Sie antwortete ganz gelassen: Was unser Gott thut, ist gut gethan! Nun nahmen sie Abschied. Aber diesen beschreibe ich nicht, Das soll Klopstock mit der Zeit thun. Wie er von ihr ging, trat ich an's Bette und sagte: Ich will unter der Operation bei dir bleiben. Gott segne dich dafür, meine Schmidt, sagte sie, und sahe mich mit dem ruhigen, heitern Lächeln eines Engels an. Sie fragte mich nachher: Sollte doch wohl mein Tod so nahe seyn? Ich kann Das nicht

bestimmen, antwortete ich. Ja! mein Mann hat mir Alles gesagt, was geschehen kann; ich weiß Alles. Nun, ich weiß auch, du bist auf Alles gefaßt, du stirbst ruhig und selig. Ach, Gott muß mir viel vergeben; doch ich denke an meinen Erlöser, an den ich glaube.

Nun fing man die Operation an. Ich fühle nicht viel, Schmidt, ganz wenig fühle ich. O, das ist gut, Gott wird dir bald helfen! Ja, im Himmel! sagte sie. Nun ward sie stille, fing etwas an zu winseln, als wenn sie Schmerzen fühlte. Bald darauf legte sie den Kopf zurück und sagte: „Es ist vorbei!“ und in diesem Augenblicke bekam ihr Gesicht auf ein Mal solche ruhige Züge, daß Allen diese geschwinde Verändrung des Gesichts merklich war. Einen Augenblick vorher war nichts als Schmerz auf ihrem Gesichte, und nun nichts als Ruhe. Nun fing ich an zu beten (lauter kurze Zurufungen, so wie sie es mich selbst gelehrt hat), und so starb sie nach einigen Minuten, so sanft, so still, so ruhig!

Die arme Frau! doch, wer wollte sie bedauern? Sie ist am Montag, mit ihrem Sohne im Arme, in dasselbe Grab, wo nun schon drei meiner Kinder liegen, begraben. Denn Das wissen Sie noch nicht, daß ich acht Tage vor der Klopstock mein jüngstes Mädchen verloren habe.

Denken Sie, was ich, ich Schwache, Alles erlebt habe. Aber danken Sie Gott mit mir, der mich so übernatürlich gestärkt hat, daß ich mit einem Muthe und mit einer Standhaftigkeit, die mir gar nicht eigen ist, der Klopstock in ihren letzten Stunden so habe beistehen können.

Gott erhalte Sie und ihre Lieben. Gott erhalte Klopstock, dem er jetzt so außerordentliche Gnade und Beistand

gibt. Ich kann nicht mehr schreiben, ich hoffe, Sie werden es lesen können. Hamburg den 6. Dec.

Elisabeth Schmidt.

Trösten — ach wie kann man Sie trösten? Ihre Wunden bluten noch, und die Narbe wird immer empfindlich seyn. Von der Hand, davon Sie getroffen sind, können Sie auch allein nur Ihren Trost erwarten. Und mich däucht, Dieß ist für einen Mann wie Sie, der gewohnt ist, aus den erhabensten Empfindungen der Religion sein Geschäft zu machen, schon ein Trost. Gott schenke Ihnen denselben in seinem reichsten Maße, und gieße himmlische Beruhigung in Ihr bestürmtes Herz! Opfern Sie ihm Alles auf, und Sie werden Alles von ihm haben. Nach der kurzen Entfernung Ihrer Geliebten, die Ihnen Gott wiedergeben und, verherrlicht, wiedergeben wird, muß Ihnen der Weg zwar einsamer, unebner und langweiliger vorkommen; allein was ist er gegen das Maß der Ewigkeiten, der frohen Ewigkeiten, dahin er führt? Wenn der kurze Traum des Lebens vorüber ist, wenn die traurigen Phantomen, bei dem Anbruch eines unsterblichen Lichts, verschwunden sind:

Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du, Natur, einander bestimmtest.

Lüneburg den 9. Dec.

Stockhausen.

Sie müssen mir erlauben, meine liebe Schmidt, daß ich Ihnen Verschiednes über Ihren vorgestrigen Brief sage.

Daß Sie täglich einige Stunden mit Klopstock von nichts als von Meta sprechen, und ihm dann alle ihre letzten Reden, Mienen und Bewegungen wiederholen müssen, und dabei nicht betrübt, sondern nur ruhig und gelassen traurig sind (Dieß sind Alles Ihre eignen Worte), Das ist, fürchte ich, eine sanfte Nahrung für seinen Schmerz; aber allemal eine Nahrung, welche die Wallungen, die ihn des so nöthigen Schlafs berauben, mehr unterhalten als stillen wird. Daß Gott ihn wunderbar stärken und erhalten könne, ach! meine Schmidt, wie könnte ich daran zweifeln? Aber theuerste Freundin, ist es darum weniger Pflicht, daß wir alle mögliche menschliche Vorsicht anwenden, seinem heimlichen Kummer und Schmerz jede Nahrung abzuschneiden? Sie verzeihen mir, ich weiß es, daß ich mich unterstehe, Ihnen Dinge vorzusagen, die Sie besser wissen als ich. Denn Sie wissen, daß es manchmal, und besonders in solchen Umständen, nicht ganz überflüssig ist, wenn wir an Dasjenige erinnert werden, was wir sonst gut wissen.

Eins muß ich Ihnen noch sagen, daß ich Sie beneide, daß Sie beim Sterben unsrer seligen Schwester gewesen sind. Was können wir nicht bei jedem Sterbenden lernen? und was müssen Sie nicht bei einem solchen Sterben gelernt haben? Gott segne es an Ihrer Seele in Zeit und Ewigkeit! Lübeck den 9. December.

Hartmann Stahe.

Meine liebe Schmidt, Sie wissen also, wie mir zu Muthe ist. Ich möchte gern ganze Tage mit Ihnen reden. Ich rede auch wirklich ganze Stunden mit Ihnen.

Sind Sie denn gleich von Donnerstag bis Dienstag, da sie starb, immerfort bei unsrer seligen Schwester gewesen? Dauerten denn die falschen Wehen ohne Aufhören? Hatte sie denn gar keinen Schlaf? Ach, welche Marter hat sie nicht ausgestanden! meine sehr liebe, liebe Schwester! Sie fühlte wohl noch immer, daß das Kind lebte? Und kriegte sie nicht Hoffnung zur glücklichen Entbindung? Konnte sie bei den falschen Wehen noch herumgehen?

Und Sie, meine liebe Schmidt, haben auch noch ein Kind verloren! Barmherziger Gott, wie unergründlich bist du! Lübeck den 9. December.

Johanna Victoria Stahe.

Wenn Mitleiden etwas zum Troste beitragen könnte, so würde das meinige gewiß dazu dienen können. Machen Sie denn nur den Schluß daraus: Was Gott, der vor Liebe gegen uns arme Menschen brennet, für einen Grad des Mitleidens mit Ihnen haben müsse, ob er gleich selbst, nach seiner unergründlichen Weisheit, und gewiß zu Ihrem Besten, Ihnen diese Wunde geschlagen hat. Kopenhagen den 9. December.

Gräfin Stolberg, geb. Castell.

Sie hat in allen fünf Nächten kaum zwei Stunden Schlaf gekriegt, die Märtyrerin. Die Wehmutter ging Sonnabend Abend wieder weg, und da wollte sie haben, ich sollte auch weggehen, weil sie zu schlafen hoffte. Klopstock blieb also allein bei ihr. Ich ging Sonntag wieder hin, und da blieb ich bei ihr, bis an ihren Tod.

Die Wehmutter machte uns freilich noch beständig gute Hoffnung zur glücklichen Entbindung, und sie selbst vor Allen, da sie immer noch glaubte, das Kind lebte, ließ gar ihren Muth nicht fallen. Sie sprach, wenn sie nur einen Augenblick Ruhe hatte, ganz munter, ganz heiter. Sie sagte, noch die Nacht vor ihrem Tode, als Jemand sagte: nun würde sie wohl keine Kinder mehr verlangen, mit vieler Lebhaftigkeit: O nein, ich will dem Allen ohngeachtet doch gern noch mehr Kinder haben. Ihre Geduld, Stille und Gelassenheit, bei allen ihren so außerordentlichen, so lange anhaltenden Schmerzen, ist nicht zu beschreiben. Die verließ sie auch im Tode nicht. Hamburg den 11. December.

Elisabeth Schmidt.

Ich danke Ihnen für den ausführlichen Brief, den ich mit der letzten Post von Ihnen erhalten habe. Wie sehr sind wir nicht, durch die rührende Erzählung, die Sie von dem Leiden unsrer verherrlichten Freundin, von ihrer Standhaftigkeit, von dem Troste, den Sie ihr gaben, und von Ihren eignen so edlen Empfindungen machen, bewegt worden. Unsre Thränen sind wieder geflossen. Unterdeß freuen wir uns bei allem dem wehmüthigen Antheile, den wir an Ihrem Verluste nehmen, oder sollen wir es nicht lieber einen Gewinn nennen? über die so christliche und Ihnen so anständige Gemüthsfassung. So ist unser Gott, der Allerbarmherzigste, auch unter den schmerzlichsten Prüfungen bei uns! Er sey ferner mit Ihnen, und wir wünschen von Herzen, daß er Sie immer mehr stärken und aufrichten möge. Unterdeß bemühen Sie sich vornämlich aus Dankbarkeit gegen ihn, und dann aus Freundschaft gegen uns, für Ihre uns

so unschätzbare Gesundheit alle nur mögliche Sorge zu tragen. Ich kann nicht unterlassen, Sie auf das Angelegentlichste zu bitten, wenn es möglich ist, mit L* zurück zu kommen.

Ich wiederhole meinen Wunsch. Gott stärke, tröste und erfreue Sie durch die Kraft seiner Religion immer mehr!

Ich umarme Sie mit aller Zärtlichkeit meines Herzens. Meine Frau betet mit mir allen nöthigen Trost über Sie. Gott bringe Sie gesund zu uns. Wie viel Antheil F* an Ihnen nehme, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie kennen seine Liebe. Ich bin mit der feurigsten Freundschaft ganz der Ihrige. Kopenhagen den 12. December.

Cramer.

Gott wird und muß uns Alle trösten. Er muß uns mit seiner Gnade trösten und beistehen, daß wir das harte Kreuz, so er uns zugeschickt hat, nach seinem Willen ertragen mögen. Das wünsche ich Ihnen und den Ihrigen; das wünsche ich mir und den Meinigen.

Ihre größte Sorge muß jetzt natürlicher Weise für Ihren lieben Sohn seyn, und da wünschte ich, daß Sie ihn selbst sehen könnten. Welch ein Wunder beweist Gott an ihm! Er dient uns Allen zum Beispiele, wie kräftig Gott den Seinen auch in den schwersten Umständen beistehet.

Sie werden auch wohl von uns versichert seyn, daß wir unser Möglichstes thun, unsern lieben Schwager aufzuheitern oder zu zerstreuen. Doch Dieses würden Sie sich besser vorstellen können, wenn Sie es recht wüßten, wie sehr wir Alle hier Ihren Sohn lieben. Wie ich ihn besonders verehre und liebe, Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe meine selige Schwester außerordentlich geliebt! Das weiß ein Jeder, der uns gekannt hat; aber ich fühle es jetzt, daß ich unsern

Klopstock nichts weniger, nicht auf das Mindeste weniger liebe, als ich die Selige geliebt habe. Schließen Sie hieraus, daß ich von Grunde des Herzens Alles thun werde, was nur etwas, ihn aufzuheitern, beitragen kann. Er wird es vermuthlich Ihnen selbst schreiben, daß er, seiner Gesundheit wegen, nicht den Winter über reisen, sondern bis ins Frühjahr warten will.

Die Nacht vor der letzten war ich allein bei ihr. Sie litt sehr viel, doch sehr gelassen. Sie sprach noch Vieles mit mir. (O glückliche Stunden, die mir Gott da noch mit ihr schenkte, ob sie gleich sehr mit Traurigkeit untermischt waren!) Unter Anderm sagte sie: Ach Schmidt, wie würde es mir jetzt gehen, wenn ich nicht schon die ganzen neun Monate dazu gebraucht hätte, mich zum Tode zu bereiten. Jetzt lassen meine Schmerzen nicht zu, daß ich so anhaltend beten, so beständig an Gott denken kann, wie ich es sonst gewohnt bin zu thun, und wie ich es jetzt eben am liebsten zu thun wünsche.

Hamburg den 12. December. Elisabeth Schmidt.

Sie sind mir mit Ihrem Briefe zuvor gekommen. Am Mittwoch war es mir nicht möglich, nach dem Briefe an A* und Klopstock mehr zu schreiben.

Gott, was haben Sie erleben müssen, meine liebe Schmidt. Außer Hamburg kann das Niemand so sehr empfinden, als ich; weil ich am besten weiß, wie Sie unsre Selige geliebt haben. Sie zu verlieren, mußte Ihnen zu allen Zeiten ein trauriges Schicksal seyn; aber sie zu der Zeit und auf die Art zu verlieren! — Aber Klopstock verbietet Ihnen zu klagen; er, der noch viel mehr verliert und gewiß auch Ihre Empfindungen mitleidig theilt. Wie liebe ich ihn! ihn,

meinen Freund und den Ihrigen, mit Ihnen so nahe verbunden, werth, seine Selige gehabt zu haben, werth, sie zu beweinen und (spät aber!) in einer bessern Welt wieder zu umarmen! — Ich danke Ihnen für die umständliche Nachricht, die Sie mir von der Klopstock Tode gegeben haben, ob sie gleich noch nicht alle meine Fragen, die ich thun möchte, befriedigt. Ich danke meinem lieben Klopstock, der Sie gebeten, mir diese Nachricht zu geben. Wie sehr meine H* und ich Ihren Verlust empfinden und theilen, und was wir selbst verlieren, darüber schweige ich. Aber Das darf ich doch, um von mir nichts zu gedenken, sagen, daß ich es weiß, daß meine H* unter allen Frauen Ihrer Freunde außer Hamburg Diejenige ist, die sie vornämlich zu ihrer Freundin gewählt haben würde, wenn sie sich näher gewesen wären. Ich darf auch sagen, daß gewiß keine von diesen H* in der Freundschaft zu ihr übertroffen hat.

Den Verlust Ihres jüngsten Mädchens bedauern wir mit Ihnen. Sie haben nun drei Kinder in der Ewigkeit, und wir Alle werden Denen, die uns vorangegangen sind, nachfolgen. Gott mache diesen Trost in uns Allen, so oft wir von unsern Geliebten getrennt werden, recht lebendig. Er überwiegt Alles, ob er gleich eine gesetzte, sanfte Betrübniß so wenig vernichtet, als verbietet. So ist, ich weiß es, Klopstocks Betrübniß, so ist die Ihrige. So muß also auch die meinige seyn. Indessen, meine liebe Freundin, kann auch die sanfteste Betrübniß uns nachtheilig werden. Das müsse Ihnen und Klopstock nicht widerfahren. Muntern Sie ihn, wenn Sie es für gut finden, zu einer Reise nach Quedlinburg auf. Sie wird seiner Mutter sehr tröstlich seyn, die auf's Aeußerste für ihn besorgt, und für ihre eigne Person um eine so geliebte Schwiegertochter, von der sie beständig

sagt, daß sie ganz für ihren Sohn gebildet gewesen, höchst traurig ist.

Dann wollen wir mit ihm weinen und er soll, wenn er kann, mir seinen Abschied von seiner Geliebten erzählen. Gott prüft ihn durch harte Leiden. Aber er wird ihn treu erfinden. Und auch Sie, meine liebe Schmidt, denken Sie, wie er Sie bisher gestärkt hat. Ich selbst habe es nicht geglaubt, daß Sie Das würden überstehen können; ob ich gleich weiß, daß Gott uns so stark macht, als wir seyn müssen.

Ihre Nachricht ist mir zu traurig, als daß ich weiter etwas davon gedenken sollte. Indessen sieht man daraus, daß Klopstocks Verhängniß von Gott über ihn beschlossen gewesen ist, von Gott, der ihm seine Meta so wunderbar zugeführt hatte, ohne Zweifel zu einem längern als vierjährigen Besitze. Gott sey Ihr, Ihrer armen Mutter, Ihrer Schwester D* und Aller Trost.

F* und G* versichern Klopstock und Ihnen Allen ihr herzliches Mitleiden. Gott, wie viel Rechtschaffne werden nicht über diesen Verlust trauern! Quedlinburg den 13. Dec.

Giesecke.

Sie können kaum glauben, wie sehr mich der Tod Ihrer würdigen und tugendhaften Schwiegertochter gerührt hat. Wie viel verliert nicht ein Mann an einer solchen Frau, und wie viel nicht eine ganze Familie an einer solchen Schwester und Freundin. Ich beklage Sie über diesen Verlust, und ich empfinde denselben mit Ihnen. Wer kann indeß wider die Vorsehung, wider den Willen des allweisen Wesens murren, ohne sich zu versündigen. Gott hat diese vollkommne Frau der Welt entzogen, um sie noch vollkommner zu machen. Sie

hat ihre geheiligte Seele und die unschuldige Seele ihres Kindes ihrem Richter und Erlöser dargestellt. Sie hat überwunden durch einen Märtyrertod, und ist glücklicher als wir. Jedoch, wir werden es endlich auch werden und uns Alle unzertrennlich wiedersehn. Wie sehr habe ich mich nicht gefreut, diese brave Frau einmal kennen zu lernen, aber es war uns nicht für diese, sondern für eine andere Welt aufbehalten. Leipzig den 15. December.

Fr. v. Arnstädt, geb. Leisching.

Wie gütig ist mein liebster Klopstock, daß er seinem F* das wehmüthige Vergnügen macht, sich mit ihm von seinem Verluste zu unterhalten. Was für einen edeln Werth gibt es seinem Freunde in seinen eignen Augen, daß er durch seinen Brief einen Strahl von Heiterkeit in Klopstocks Seele gebracht hat. Sie wollen, liebster Klopstock, ich soll bald wieder schreiben. Wie könnte ich es nur einen Tag aufschieben, ein so süßes Verlangen zu erfüllen! Was ist ein Brief gegen Das, was ich für Sie thun wollte, wenn es in meinem Vermögen stände! Ich preise Gott mit Ihnen, liebster Freund, für die Ruhe, mit der er Ihre Seele begnadigt! Aber doch werde ich Ihretwegen nicht ganz ohne Sorgen seyn, bis ich versichert bin, daß sich Ihr Körper der Erquickung des Schlafs wieder überläßt, die er jetzt verschmäht. Wovon, mein Liebster, wovon soll ich mit Ihnen reden? Ich kann nur von einer Sache, wenn ich ein Recht auf Ihre Aufmerksamkeit haben will, und diese ist sehr zärtlich. Wie soll ich Ihre verwundete Seele sanft genug berühren, um Ihnen keinen Schmerz zu verursachen? Ich will es versuchen. Ich will den Anlaß aus Ihrem eigenen Briefe nehmen. Sie

erinnern Cramer, Ihnen seine Gedanken über die Absichten Gottes bei einer so außerordentlichen Prüfung mitzutheilen, und ob es mir gleich nicht in den Sinn kommen kann zu glauben, ich könnte Etwas sagen, das Sie nicht selbst schon vollkommner wüßten und empfänden: so däucht mich doch, Betrachtungen von dieser Art müssen Ihrem Herzen jetzt so natürlich und angenehm seyn, daß ich nichts Bequemeres zu wählen weiß. Hier haben Sie einige meiner Gedanken. Sie war reif zu ihrer Geburt in's Leben der Engel. Schon längst suchte sie ihre ganze Glückseligkeit in Liebe und Erkenntniß, den einzigen Quellen, woraus Engel ihre Wonne schöpfen. Die Gnade ihres himmlischen Vaters, der sie so bald der Unsterblichkeit würdig achtete, ohne sie erst durch vieler Jahre Leiden zu prüfen, ist sichtbar groß gegen sie gewesen. Ohne Zweifel sah er, daß sie ein folgsames, gehorsames Kind wäre; ein Kind, das sich durch lauter Güte und Liebe von ihm leiten ließ. Denn wie glücklich war sie nicht in den letzten Jahren ihres Lebens, und fast bis an die Stunde ihrer Verklärung! Ihr einziger, bester, liebster Freund, ihr Schutzengel auf der Erde, wie ihn ihr von der zärtlichsten Liebe gegen ihn überfließendes Herz noch in ihren letzten Augenblicken nannte, war ihr Alles, was sie hier wünschte. Er empfand es und machte sie glücklich. Und ihr Andenken wird seine größte irdische Glückseligkeit seyn, so lange er noch hinter ihr zurück bleibt. Mitten unter diesen heitern Tagen ging sie in die unendlich größre Herrlichkeit ihres Vaters und ihres Erlösers ein, und ihr Abschied wird von viel Edeln beweint, die sie liebten und sich jetzt mit der Hoffnung aufrichten, sie einst wieder zu sehen. Nur in den Stunden ihrer Auflösung fühlte sie das Los der Sterblichkeit, aber (der Gott der Barmherzigkeit sey dafür gelobt!) nicht länger, als die Sonne

ihren täglichen Lauf wenige Male vollendet. — Und diese kurzen Leiden, in welchen sie durch ihre standhafte Geduld die letzte Probe ihres Gehorsams gegen ihren himmlischen Vater so willig und so erhaben ablegte, werden ihren Eintritt in das Land der Wonne nur um so viel entzückender gemacht haben.

Nach den letzten Augenblicken
Des Todesschlummers, folgt Entzücken,
Folgt Wonne der Unsterblichkeit.

So wird die kurze Entfernung von ihrem Freunde seine Wiedervereinigung mit ihr nur um so viel süßer machen. — Er leidet zwar, der Ueberlebende, aber belohnt ihn nicht dafür der tröstende Gedanke, daß er gewissermaßen an ihrer Statt leidet? Würde sie die Kräfte gehabt haben, es zu überstehen, wenn das Los ihres hinterlassenen Freundes das ihrige gewesen wäre? Und unter dem Schlage eines solchen Schicksals niederzusinken, wäre an ihr, welche alle Vollkommenheiten eines weiblichen Herzens besaß, Tugend gewesen. Er aber ist ein Mann. Lassen Sie mich nunmehr, mein Liebster, einige Betrachtungen von einer andern Art machen. Wenn Sie einen Theil derselben für Phantasien einer sich selbst allzuviel überlassnen Einbildungskraft halten müssen: so kann ich Ihnen nichts antworten, als daß ich sie mit dem Wunsche aufschreibe, daß sie Sie einige Minuten lang nicht ganz unangenehm beschäftigen mögen. Sie würden schöner und richtiger seyn, wenn sie, in einer freundschaftsvollen Unterredung mit Ihnen, entsprungen und ausgebildet worden wären. Vielleicht hätte ich auch selbst noch Einiges daran verbessern können, wenn ich nicht eben jetzt so sparsam mit meinen Stunden umzugehen genöthigt wäre, daß ich selbst bei einer so angenehmen und mir so wichtigen

Beschäftigung, als diese ist, Reflexion darauf machen muß. Wir Beide, liebster Klopstock, sind darin eins, daß das gegenwärtige Leben ein Gymnasium ist, wo wir durch mannigfaltige Uebungen und Kämpfe zu höhern Bestimmungen, zu höhern Vollkommenheiten vorbereitet werden. Oder ich will es, meinen jetzigen Ideen gemäßer, mit den ersten Scenen eines Schauspiels vergleichen, welche Das nur veranstalten, was sich nachher entwickeln soll. Aber ich muß Ihnen, das Folgende deutlich zu machen, noch erst mit ein Paar Worten wenigstens eine halbe Idee von einigen sonderbaren Hypothesen geben, die ich zwar selbst für Das, was sie wirklich sind, halte, die aber doch meinen gegenwärtigen Gedanken den Ursprung und die Gestalt gegeben haben. Ich bin aus verschiedenen Ursachen geneigt zu glauben, daß ein gewisser Unterschied zwischen den Seelen beider Geschlechter auch im zukünftigen Leben statt haben, daß alsdann ihre Verbindung von einer weit nähern und vollkommnern Art seyn wird und Beide vielleicht nicht sowohl zwei völlig von einander getrennte und einander ganz entbehrliche Wesen, als vielmehr ein vollkommneres Ganzes ausmachen werden. Man müßte freilich noch annehmen, daß die wenigsten Verbindungen ungeändert, so wie sie hier getroffen worden, fortdauern würden. Denn wie selten finden sich Seelen, die doch für einander geschaffen waren.

Itzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie,
Itzo lange Jahrhunderte.

Aus eben diesen Begriffen würde man diejenigen Verbindungen für die glücklichsten halten müssen, wo beide Theile, jeder in seiner eigenthümlichen Sphäre, eine gleich große Anlage zur Vollkommenheit besitzen, und welche den Grund zu ihrer ewigen Freundschaft schon in diesem Leben gelegt haben. Was für einen mächtigen Einfluß Beides auf

ihre Glückseligkeit haben müsse, überlasse ich Ihnen selbst zu denken. Sie können es am Besten. Aus diesem Gesichtspunkte müssen Sie, bester Freund, einer der glückseligsten Männer werden. Denn war sie nicht, wie Cramer vortrefflich gesagt hat, in weiblicher Schönheit Klopstock? Und davon bin ich gewiß, daß Ihre Verbindung eine von den wenigen ist, deren Dauer ewig seyn wird. Darum sollten Sie einander noch auf der Erde finden, und sich so lange besitzen, als nöthig war, den festesten Grund zu einer ewigen, zu der zärtlichsten und innigsten Freundschaft zu legen. Wie schön haben Sie diesen Zweck erfüllt! Allein damit andere Absichten gleichfalls erhalten werden möchten, mußte sie eher, als ihr Freund, in die Welt der Geister versetzt werden. Es sollte noch eine Seele seyn, welche von Ihnen entsprossen wäre, und auf welche sich Ihrer beider Liebe zur Vermehrung Ihrer Glückseligkeit vereinigte. Damit auch diese ihre eigenthümlichen Vollkommenheiten haben möchte, wurde sie hier auf der Erde nur aus der ersten Hülle ihrer Existenz entwickelt, und sobald der zarte Keim genug gebildet war, aus dem mütterlichen Schoße hervorzubrechen, in ein schöneres Clima verpflanzt, und von seiner, mit ihm verklärten Mutter und den Engeln erzogen. Ohne eine Fertigkeit, zu irren und zu sündigen, kommt dieser junge Engel, welcher vielleicht ein Ebenbild der vereinigten Eigenschaften Derjenigen ist, von denen er entsprang, in den Umgang und Unterricht der Vollkommnen; ist von der sterblichen Hülle frei, und lernt die Gottheit mit höhern Fähigkeiten, und die Welt mit gereinigtern und feinern Organen kennen. Die zärtliche Mutter wird vielleicht einst Ihren Armen mit diesem Lieblinge entgegen kommen; das hoffe ich gewiß nachher von Ihnen zu erfahren, wofern ich nicht vielleicht selbst ein

Zuschauer dieser himmlischen Scene seyn werde. Alle diese Phantasien sind, wie mich däucht, wenigstens der Analogie gemäß. Jede Glückseligkeit, welche Geschöpfen aus einander zufließt, entspringt aus ihrer mannigfaltigen Verschiedenheit in einigen, und einer großen Aehnlichkeit oder Sympathie in andern Stücken. Wenn uns dergleichen Erdichtungen angenehm sind, ohne uns wahr zu scheinen; so lassen Sie uns einen andern Schwung mit unsern Gedanken nehmen. Sind Glückseligkeiten von bloß menschlicher Schöpfung so schön: wie herrlich werden die nicht seyn, welche der, dessen Gedanken und Wege unendlich höher sind, als die unsrigen, Denen bereitet hat, die ihn lieben; Seligkeiten, die nach seiner eignen gnädigen Verheißung, noch in kein menschlich Herz gekommen sind. Ich will es nicht wagen, liebster Freund, von den Absichten zu reden, welche eigentlich auf Sie ganz allein gehen, ob sie gleich vielleicht die wichtigsten unter allen sind; hierüber werden Sie weit erhabner denken; Das werden Sie weit stärker empfinden, und Gottes Geist selbst wird Sie es lehren. Allein ich will es versuchen, den Nebenendzwecken einige Minuten nachzuhängen, welche es durch Sie auf andre haben kann. Da ich beinahe überzeugt bin, daß die ganze Geisterwelt durch gewisse Grundgesetze mit einander verknüpft ist, welche eben so allgemein sind, als die Anziehung in der körperlichen, so muß ich der Meinung seyn, daß weit kleinere Begebenheiten, daß beinahe jedes Wort, ja, vielleicht jeder Gedanke, seine Folgen auf die ganze Geisterwelt, und nicht nur auf einige Zeit, sondern im gewissen Verstande auf die Ewigkeit hat. Freilich kann jetzt nur die Rede von Dem seyn, was sichtbar ist.

Da ich Ihren Messias weniger als ein Meisterstück des menschlichen Genies, denn als ein Werk zur Verherrlichung

der Religion, und zur Ausbreitung der Gottseligkeit und Tugend in mehr als einem Menschenalter und unter mehr als einer Nation ansehe; da ich überzeugt bin, was für eine große That Der vollbringt, welcher nur einen göttlichen Gedanken in einer menschlichen Seele rege und wirksam macht (ich weiß, was oftmals eine einzige Stelle in einem schönen Buche, oder in einer frommen Unterredung viele Tage und Monate lang auf mich gewirkt hat, und ich werde es Allen in der Ewigkeit danken, Denen ich nur die kleinste Wohlthat von dieser Art schuldig bin): so halte ich es nicht für eine unerhebliche Nebenabsicht dieses Ihres Schicksals, wenn es Ihnen nur einige neue Ideen zeigt, nur einige große und starke Empfindungen, die Ihnen zuvor fremd waren, in Ihnen rege macht; wenn es Sie nur wenige Male in die glückliche Begeisterung setzt, feurig zu denken und zu fühlen; nur ein Mal Ihren Gedanken einen Schwung gibt, der, weil er aus einer Seele kommt, welche in einen außerordentlichen Zustand gesetzt worden ist, auch desto fähiger seyn muß, in die Herzen Derjenigen einzudringen, welche sich in einer ähnlichen Verfassung befinden; ja, wenn es auch nur noch entferntere Folgen, als diese, auf die Vollkommenheit und den ausgebreiteten Nutzen Ihrer Werke hat. Und diese muß es haben. Zu diesen Nebenabsichten zähle ich auch alle die Wirkungen, welche die Nachricht von dem Hingange Ihrer nun unsterblichen Geliebten auf alle Freunde dieses Engels machen wird. Und wie viel edle Freunde hatte sie! Die Besten müssen zuweilen erinnert werden, daß sie gefallen sind; daß der Tod eine Strafe ist; so wie sie bisweilen einen Anlaß haben müssen, die unendliche Schätzbarkeit der Erlösung Jesu Christi zu empfinden, welche dieser Strafe ihr Bitterstes nimmt, und sie selbst zu einem Segen macht.

Der Gedanke des Todes, wie man ihn bei einer solchen Veranlassung denkt, ist erstaunend fruchtbar. Die Besten haben ihre saumseligen Stunden, und doch steht der Lauf der Zeiten nicht stille. Dieses Leben, die Zeit der Aussaat, Die mit dem Augenblicke des Todes zu Ende geht, wird uns durch solche Erweckungen weit wichtiger, man fühlt weit kräftiger die Ermahnung: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden! denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Das Leben scheint uns kürzer und der Tod näher, mit einem Worte, alle nützliche Erkenntniß, welche oft nur Theorie in uns ist, wird zu der Zeit Praxis. Sie, liebster Freund, haben das Verdienst, daß alle solche Absichten, wenn ich so reden darf, gewissermaßen auf ihre Unkosten erfüllt worden sind. Ich nenne es ein Verdienst; denn ich weiß, daß Sie auch die herrlichsten Früchte davon haben werden. Ich wiederhole es noch ein Mal, daß ich es nicht wage, die Hauptabsichten, welche eigenthümlich und einzig und allein auf Sie abzielen, zu berühren. Denn das können Sie selbst am Besten denken, fühlen und sagen. Und doch werden Sie hier auch nur ein kleines Wort davon vernehmen. Erst dort wird Ihnen das volle Licht entgegenstrahlen. Ich weiß, daß Sie indessen die Fügungen Gottes anbeten.

Du wirst ihm danken mit deinem Liede.

Lassen Sie mich einer Einzigen erwähnen, welche viel Süßigkeit für mich hat. Wird Ihnen nicht Ihr Tod einst leichter werden? Was ist noch auf der Erde, das Ihr Herz so sehr besitzt? Kommt Ihnen Clarissa in einem Augenblicke größer vor, als da sie sich über die schrecklichste Nachricht, die sie bekommen konnte, mit dem Gedanken erhebt: Gott, der Allmächtige, wolle mich von Keinem, als von ihm selbst, abhangen lassen! Wir sind zu hohen Endzwecken berufen.

Menschliche Freundschaften sind von geringem Werthe, wenn sie nicht dienen, ein Verlangen nach der Unsterblichkeit in uns zu entzünden; und ohne Zweifel sind sie uns auch dazu gegeben. Denn wann sehnet sich die Seele feuriger darnach, als an dem Busen eines Freundes, den man ewig zu besitzen wünscht. Gewiß, mein Geliebter, keine Stunden meines Lebens sind seliger verflossen, als die, welche ich ehedem mit zwei Freunden, deren Einer nun schon Engel ist, mit solchen Empfindungen hingebracht habe. Meine ganze Seele wird heiter und entflammt, wenn ich das Andenken dieser Stunden zurückrufe. Aber ich bin ihrer nun beraubt gewesen, seitdem ich aus Sachsen bin. Die Freundschaft muß bis zu einem gewissen Grade einer völligen Offenherzigkeit und innigen Vertraulichkeit gereift seyn, ehe sie in solche Blüten ausbricht, ehe sie diese ihre schönsten Früchte durch ihre eigne natürliche Hitze von selbst hervortreibt. In solchen Augenblicken vergißt man sich und seinen Freund; man sieht nur höhere Dinge; man fliegt Hand in Hand und in einer Umarmung dem Himmel zu, und sieht mit unverwandten Augen die Sonne; man ist niemals durch die Freundschaft glücklicher, ob man sie gleich zu der Zeit nicht zu fühlen scheint. Ich machte mir die Hoffnung, bald solche Scenen wieder zu genießen, als sie vor anderthalb Jahren von uns reisten, und ich, ohne mein Wissen, den letzten Abschied von dem Engel nahm, der jetzt schauet und genießt, was wir noch hoffen. Gott, der in's Unendliche sieht, hat auch Dieses geordnet. Wollen Sie nicht, mein Geliebtester, wollen Sie nicht bald zu uns kommen? Seyn Sie mein Führer auf der Reise, die wir Beide noch vor uns haben. — Gott, der Allmächtige, segne den Freund meiner Seele, segne ihn ewig, ewig! — Kopenhagen den 18. December. Funke.

Wie es gewiß ist, daß man an Nichts mehr Theil nimmt, als was einen selbst betroffen hat; so fühle ich Ihre Schmerzen so sehr als Einer von allen Ihren Freunden.

Der nur, der das himmlische Vergnügen genossen hat, einen Ehegatten zu besitzen, den man täglich mehr liebte, hochschätzte und lieber um sich sahe, kann einen solchen Verlust empfinden. Ich freue mich, zu hören, daß Gott Ihnen so mächtig beigestanden, als er mir beigestanden hat. Ich konnte den Gedanken, meinen Mann zu verlieren, nicht ertragen, mich also nicht bequemen, ihn zu denken, geschweige auszusprechen. „Er mache es, wie es ihm gefällt." In dem harten Augenblicke aber, da er ihn nahm, war mein Erstes: „Behüte mich vor Murren!" und Das that der treue Gott. Meine Gesundheit blieb das erste Jahr wunderbar stark, wenigstens fühlte ich keine Krankheit. Die Betrachtungen über die Liebe Gottes, über seine Weisheit, die Kürze des Lebens und eine ununterbrochne Beschäftigung halfen mir mein Leiden ertragen, erleichterten meinen zweiten Verlust, und gaben mir manche frohe, und, Gott Lob! lauter ruhige Stunden. Kocketh den 19. December.

Fr. von Pleß.

Je mehr ich Briefe von Ihnen bekomme, je mehr erbauen Sie mich durch die Unterwerfung, mit der Sie Ihr Unglück ertragen. Sie finden sogar Trost darin. Ach, Sie sind glücklich! Ich habe Sie allzeit dafür gehalten, aber ich bin jetzt mehr als jemals davon überzeugt. Es ist gewiß die göttliche Gnade, die Ihnen beisteht; aber, ist man nicht ausserordentlich glücklich, wenn man glauben darf, daß man diesen Beistand hat.

Sie setzen mich desto mehr in Erstaunen, weil Sie der Erste sind, den ich sich, bei einem **großen Unglücke**, so völlig dem Willen Gottes unterwerfen sehe. Ich wiederhole es, Sie sind ein glücklicher Mann und Ihr Schicksal ist beneidenswerth! Ihre Situation hat mich seit dem Augenblicke, da ich den Tod Ihrer Frau erfahren habe, zu vielen Betrachtungen veranlaßt. Anfangs hielt ich Sie für den Unglücklichsten unter den Menschen. Ich machte mir traurige und schwarze Vorstellungen von Ihrer Situation. Allein, nachdem ich Ihre Briefe gesehn habe, habe ich eingesehn, daß man durch die Religion das fürchterlichste Schicksal, ohne darunter zu erliegen, ertragen könne. Aber vielleicht sind nur Wenige, denen eine solche Glückseligkeit aufbehalten ist. Sie gehören zu diesen Wenigen, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Kopenhagen den 19. December.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Klopstock an Gieseke.

Ich und die Schmidt sitzen hier gegen einander über und schreiben Ihnen Beide. Sie schreibt meinen Brief an Cramer für sie ab. Wie danke ich Ihnen für Ihren letzten Brief! wie viel wahrer Trost war für mich darin! auch für Ihr vortreffliches Fragment vom Gebete; es hatte viel Stärkendes für mich. Wie rührte mich die Vorstellung vom Gebet und Erhörung, die ich dabei hatte. Ich war schon bei A*, da dieser Brief ankam. Denn gleich den folgenden Nachmittag nach meiner Meta Tode zog ich zu A*, nachdem ich meinen todten Sohn, aber nicht meine Meta (denn ich fürchtete die Zurückkunft dieses Bildes zu sehr!) gesehen hatte. Ich habe Cramer Folgendes zu schreiben vergessen. Wenn mir künftig noch etwas mehr einfallen sollte, so will ich's Ihnen auch

schreiben. Zwei Mal, vielleicht drei Mal, gewiß zwei Mal, sahe mich meine Meta, ohne ein Wort zu sprechen, auf eine solche Art an, und auf eine solche Art von mir gen Himmel, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, es Ihnen völlig zu beschreiben. Ich verstand sie ganz. Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, mit was für einer Wehmuth und Zuversicht zu Gott, und Gewißheit, daß sie sterben würde, sie von mir gen Himmel sahe. Niemals, niemals (wie oft habe ich in Traurigkeit und Freude mit ihr gen Himmel gesehen!) habe ich sie so gesehen! Der Zustand eines Sterbenden ist ein so besondrer Zustand, daß er weder zu dieser noch zu jener Welt zu gehören scheint. — Ich würde noch viel nachzuholen haben, wenn ich mich nur einigermaßen bestimmt erinnern könnte, was ich von Zeit zu Zeit, in sehr wenig Worten, weil ich wußte, daß sie meine Kürze verstand, ihr ins Ohr gesagt habe. Wenn mir ihre vergeblichen Wehen nicht so sehr durch die Seele gegangen wären: so würde ich überhaupt mehr mein Herr gewesen seyn, mehr mit Vorsatz haben handeln können; so würde ich auch mehr behalten haben. Was ich ihr von Zeit zu Zeit sagte, waren überhaupt stärkere Empfindungen des Trostes, die die Empfindungen des Schmerzes überwältigen. Eben zeigt mir die Schmidt Ihren Brief erst. Bald möchte ich mit ihr zanken, daß sie mir ihn jetzt erst zeigt. Ihre Briefe, mein Giesecke, haben eine besondre Wirkung des Trostes auf mich. Es ist was Erfrischendes darin. Sie müssen mir oft schreiben. — Ich fahre fort. Meine Meta hat der Schmidt einen Zettel gelassen, worauf sie, nebst einigen Anordnungen, auch Dasjenige geschrieben hat, was auf ihrem Sarge stehen sollte. Es sind zwei Stellen aus dem eilften Gesange des Messias. Die Seele des verstorbenen Schächers redet.

1.

War Das der Tod? O sanfte,
Schnelle Trennung, wie soll ich dich nennen? Tod nicht! es heiße
Tod dein Name nicht mehr! Und du, du selbst, der Verwesung
Fürchterlicher Gedanke, wie schnell bist du Freude geworden!
Schlummre denn, mein Gefährte des ersten Lebens, verwese,
Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen!

2.

Die Seele des Schächers redet fort, indem ihr ätherischer Leib um sie wird.

Wie viel und welche Leben empfind' ich!
Welche werden um mich geschaffen! Wie steig ich! Nicht Eine,
Tausend Stufen werd' ich zum Wesen der Wesen erhoben!
Wenn du, meine Verklärung, vollendet bist; (ja dieß weissagt
Mir mein Gefühl!) Dann werd' ich noch über tausend mich
schwingen!
Werd' ich, in der Hülle, mir dann viel schönerer Welten,
Werd' ich, ohne die Hülle der Welten, den Ewigen schauen!

3.

Ich wollte auch Etwas auf diesem Sarge haben, und ich wählte Folgendes aus dem dreizehnten Gesange. Ein Engel redet:

O komm und freu' dich in meiner Umarmung
Deiner und meiner Wonne!

4.

Die vier Zeilen aus der Strophe in dem Briefe, und zwar so verändert:

Nah war meines Helfers Rechte,
Sah sie gleich mein Auge nicht;

Weiter hin im Thal der Nächte
War mein Retter und sein Licht!

Hamburg den 20. December.

Ihren Brief empfing ich in Kopenhagen; sonst hätte ich ihn eher beantwortet. Ihre andern Briefe sind mir bei Cramer vorgelesen worden. Die Uebereinstimmung derselben rührt mich ausserordentlich. Ich würde Ihre Gemüthsverfassung noch mehr bewundern, wenn ich die Kraft der Religion weniger kennte. Dem sey Dank, der Leben und unsterbliches Wesen an's Licht gebracht hat, damit wir nicht wie die Heiden trauern dürfen. Es wird Ihnen jetzt sehr lieb seyn, daß die Religion der hauptsächlichste Gegenstand Ihres Fleißes gewesen ist. Denn dadurch ist sie in Ihrem Herzen so lebendig und thätig geworden, als sie ohne diesen Umstand in vielen redlichen Christen nicht seyn kann.

Seitdem ich Ihre letzten Briefe gelesen habe, liebe ich Sie mehr, als Sie vielleicht glauben können. Gott wird Ihnen seinen Trost nicht entziehen. Gott wird Sie noch leben und gesund seyn lassen. Wir wollen noch manche erbauliche Stunde zusammen zubringen. Wenigstens ist Dieses einer meiner sehnlichsten Wünsche. Die Herren von B*, besonders der Aelteste, haben Ihre Briefe mit Entzücken gelesen. Ich bin ausserordentlich glücklich, so auserlesene Freunde, als Sie, C*, B* und S* sind, in einem fremden Lande zu genießen.

Sor. den 13. Januar.

Basedow.

Ich danke recht sehr für Ihren Brief und für die Mittheilungen Ihres Briefes an Cramer. Sie haben mich beide sehr erfreut, erbaut und in meiner Hoffnung, daß Gott

Ihnen beistehen würde, nicht nur gestärkt, sondern auf's Neue belehrt, daß Gott mehr thun kann und in der That thut, als wir selbst, bei allem Vertrauen, zu ihm erwarten. Sie haben Recht, wenn Sie Ihre Freunde auffordern, Gott mit Ihnen dafür zu preisen. Ich weiß, er wird Sie ferner stärken. Halten Sie mir Ihr Versprechen, und theilen mir es mit, wenn Ihnen noch Etwas von den letzten Stunden und Tagen Ihrer Seligen einfällt. Nachrichten von dieser Art sind für jeden Christen wichtig, und wie sehr sind sie es nicht, wenn es zugleich Nachrichten von unsern Freunden sind. Ich sehe, daß Gott auch die Seinen durch Alles zu trösten weiß, und muß es Dem zuschreiben, wenn meine Briefe Ihnen einige Erquickung gegeben haben. Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe.

Wie will ich mich auf den Frühling freuen, wenn er Sie zu uns bringt! Dann will ich mit Ihnen weinen und Gott loben. Wie viel habe ich Sie noch zu fragen! Und wenn ich Ihnen nichts Anders zu sagen hätte, so wäre Das schon genug, was ich Ihnen von der seligen Prinzessin zu sagen habe. Da haben wir auch erfahren, daß Christen Trost haben. Ihre Selige ist nun auch bei ihr. Ich bin versichert, daß sie sich dort kennen. Wäre Ihre Meta ihr in die Ewigkeit vorangegangen, so hätte sie sich gefreut, sie dort zu sehen, wie sie sich in ihren letzten Stunden freute, zu Andern meiner seligen Freunde zu kommen, von denen wir oft geredet hatten.

Quedlinburg den 28. Januar.

Giesefe.

Ich bin mit der Einrichtung ihrer Quedlinburger Reise zufrieden, nur daß ich Ihre Entfernung von Hamburg deßwegen nicht gern sehe, weil ich Ihre Briefe alsdann später

bekomme. Unterdeß ist die Ursache Ihrer Reise so gut, daß ich nicht das Geringste dawider zu sagen haben kann. Nach der traurigen Erfahrung, die Sie gehabt haben, erstaune ich gar nicht, wenn Sie sich oft vorstellen, daß Sie Diejenigen, welche sie lieben, vielleicht das letzte Mal sehen. Es ist ein trauriger Gedanke! Ich habe ihn auch oft, ob ich gleich keiner solchen Prüfung, wie Sie, unterworfen worden bin. Kopenhagen den 30. Januar.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Ich kann meine Feder nicht weglegen, ohne Ihnen zu sagen, wie viel mein Herz bei Ihrem sehr großen Verlust empfindet. Ich bin nur gar zu geschickt dazu, weil es nicht lange her ist, daß mich eben das Unglück getroffen hat. Ich sage, nicht lange her, obleich viele Jahre seitdem vergangen sind. Aber die Wunde war so tief, daß sie mir noch jetzt neu zu seyn scheint. Sie blutet oft, als wenn ich sie erst gestern empfangen hätte. Gott, der Allmächtige, stärke Sie nach seiner großen Barmherzigkeit, mit vielem, vielem andern Segen.

Fatis contraria fata rependens.

Wellwyn den 4. Februar.

Young.

Wie oft habe ich schon bei diesem jezt so erträglichen Winterwetter gewünscht: möchte doch mein Klopstock sich auf den Weg gemacht haben! Ihre Abwesenheit fängt mir an zu lange zu dauern.

Ich hoffe, die Gesundheit Ihres Körpers nimmt mit der Ruhe Ihres Geistes zu. Wie viel erwarte ich nicht von Ihnen zu hören, und wie sehr freue ich mich auf die werthen

Ueberbleibsel ihrer glückseligen, dreimal glückseligen Meta! Gott gebe, daß wir immer auf dem Wege der Gottseligkeit und Tugend bleiben, um ihres Umganges in der Ewigkeit würdig zu seyn. Kopenhagen den 19. Februar.

Cramer.

Den Vorwurf, den Sie mir machen, daß ich es Ihnen als ein Verdienst anrechnete, jene Gnade erhalten zu haben, ist Ihres Characters würdig. Ich habe niemals sagen wollen, ich habe es auch nicht einmal gedacht, daß Sie sich ein Verdienst daraus machten; ich müßte Sie nicht kennen, wenn ich so hätte von Ihnen denken wollen. Aber Sie erlauben mir gleichwohl, eine beſſ're Meinung von Ihnen zu haben, als Sie von sich selbst haben. Ich darf Ihnen also ein Verdienst aus einer Sache machen, von der ich sehr wohl begreife, daß Sie sich selbst keins daraus machen. Kopenhagen den 2. Jan. 1759.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Sie sind so rührend, wenn Sie von Ihrer Frau sprechen, daß ich dadurch noch immer bewegt werde. Ihr Gebet ist gewiß erhört worden; der Beweis davon ist offenbar. Sie haben auf eine Art ausgehalten, der ich mich nicht zu folgen getraute. Ihr Beispiel hat viel Einfluß auf mich gehabt. Ich zweifle gar nicht, daß Sie Gott mächtig unterstützt habe,

und ich habe es hundert Mal hier gesagt. Kopenhagen den 3. März.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Sie haben mir einen Bogen Briefe von Verstorbnen an Lebende geschickt, ohne mir zu sagen, wer sie gemacht hat; aber ich glaube, daß ich's errathe. Sie sind es nicht; Ihre Frau hat sie gemacht. Ich bitte Sie damit fortzufahren. Ich finde, daß sie sehr interessant geschrieben sind. Ich liebe diese Art von Briefen sehr, vor allen, wenn sie so gut als diese geschrieben sind. Kopenhagen den 13. März.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Wie bin ich Ihnen verbunden, daß Sie heute meinem Verlangen genug gethan und mir die Fortsetzung von den Briefen der Verstorbnen geschickt haben. Ich kann Ihnen nur schwach sagen, wie viel ich bei der Lesung derselben empfinde. Sie rühren mich auf's Aeusserste. Zu wie vielen Betrachtungen haben sie mich nicht veranlaßt! Ich hoffe, daß ihrer viel seyn werden: aber auch in diesem Falle werden ihrer immer zu wenig für mich seyn. Kopenhagen den 20. März.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Bis hieher gehn die Briefe meiner Freunde. Sie ist noch nicht an der Stelle begraben, wo ich einmal bei ihr zu ruhen wünsche. Ich will unser Grab in Ottensen, oder auf einem andern Dorfkirchhofe weiter an der Elbe hinauf, machen lassen. Ich werde eine schöne Gegend um Derer willen aussuchen, die sich im Frühlinge der Auferstehung freuen mögen. Aus eben dieser Absicht und nicht aus Eitelkeit, ein sehr simples Grabmal auszuschmücken, habe ich ihre beiden Schwestern und ihre liebste Freundin gebeten, die ersten, zwei Bäume bei das Grab zu setzen, und die letzte, Feldblümchen darauf zu unterhalten. Auf den in die Höhe gerichteten Grabstein sollen zwei unordentlich übereinander liegende Weizengarben gemacht werden.

Unter diesen steht:

Saat von Gott gesät,
dem Tage der Garben zu reifen!

In der Mitte des Grabsteins:

Margareta Klopstock
erwartet da, wo der Tod nicht ist,
ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann,
den sie so sehr liebt!
und von dem sie so sehr geliebt wird!
Aber hier aus diesem Grabe
wollen wir miteinander auferstehn,
du, mein Klopstock, und ich,
und unser Sohn,
den ich dir nicht gebären konnte.

Noch auf eben der Erhöhung des Steins:

Betet Den an,
der auch gestorben, begraben
und auferstanden ist!

Darunter:

Sie ward geboren den 16. März 1728.
Verheirathet den 10. Juni 1754
und starb den 28. Nov. 1758.
Ihr Sohn schlummert in ihrem Arme.

Hamburg den 10. April 1759.

Briefe

von

Verstorbenen an Lebendige.

Damals: [illegible]

Sie ward geboren den 1[illegible]. März 17[illegible].

Vermählet den 10. Juni 17[illegible]

und starb den [illegible]. Nov. 17[illegible].

Ihr Sohn schlummert in ihrem Arme.

Hamburg den 1[illegible]. April 1769.

Erster Brief.

Mein Bruder!

O, mein Freund, mein Bruder! wie glücklich bin ich. Was heißt Das, selig seyn! Aber wie kann ich dir's beschreiben? Wie kann ich dir nur etwas davon erzählen? Eure Sprache hat keine Worte, eure Seele keine Vorstellung von dieser höchsten Glückseligkeit, von dieser immerdauernden Wonne! — Ach, mein Bruder! du wirst sie einmal mit mir theilen. Dann nur wirst du es verstehen, was es heißt: selig seyn. Welch eine Freude ist es unter meinen vielen großen Freuden, welch eine Freude ist auch diese, daß mein Bruder, mein Semida, einst mit mir selig seyn wird. O, wie wollen wir uns dann lieben! Noch reiner, noch stärker, als wir uns auf der Erde liebten. Hier erst können wir völlig Freunde seyn. Der ganze Himmel liebt sich. Selbst die Engel, diese so lange Seligen, sind unsre Freunde. Doch, Das fühle ich, daß ich einen Bruder, den ich so lange schon gekannt und so lange schon geliebt habe, noch anders lieben würde, als alle Himmlischen. Mit Zärtlichkeit würde ich dich lieben; mit Ehrfurcht liebe ich Abdiel. Dieser erhabene Freund war mein Schutzengel. O, wie sehr lieben die Engel die Menschen! Wie meine Seele kaum ihren Körper verlassen hatte, ihr weintet Alle über ihn, aber du am Gelassensten,

wie ich mich emporschwang, wie ich in den neuen Luftwegen noch nicht zu wandeln wußte, da erschien — — denke einmal, Semida, da erschien mir deine Gestalt. Mit offnen Armen, mit der Entzückung einer körperlosen Seele, eilte ich dir entgegen. Denn ich meinte, du wärest nun auch gestorben, wir beiden Liebenden sollten zugleich selig werden. „Ich bin nicht dein Bruder, ich bin Abdiel, dein Schutzengel!" sagte der Engel mit sanfter Stimme. Ich habe die Gestalt deines Semida angenommen, um deine kaum erst aufgeklärten Augen nicht durch den Glanz eines Engels zu blenden. Komm, ich will dein Führer durch diese neuen Wege seyn. Ich bin dein Führer auf der Erde gewesen. Ich habe dich mehr geliebt, als du Semida liebst, und so will ich dich nun immer lieben. Ich will dein Semida seyn, bis er zu uns kommt, und dann wollen wir Drei uns lieben. O, wie viel Liebe wirst du noch erst im Himmel lernen, du, der schon so viel auf der Erde kannte. — Aber eile, ich will dich zum Himmel der Seligen, ich will dich zum Unerschaffnen führen." O Semida, jetzt fehlt euch die Sprache. Vom Anschaun des Unerschaffenen vermag sie nichts zu sagen. Fürchte ihn, liebe ihn! Fahre du fort zu leben, wie du lebst und werde stets vollkommner. Dann wirst du schmecken, dann wirst du fühlen, was auch ein Seliger selbst nicht ausdrücken kann, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben.

Zweiter Brief.

Meine theure Mutter.

Es ist mir erlaubt, dir zu schreiben. O, wenn ich dir nur sagen könnte, wie glücklich dein Sunim ist. Ich sprach die

Sprache der Erde noch so unvollkommen und jetzt spreche ich eine ganz andre. O, wie werde ich mich ausdrücken können! Liebenswürdige Mutter, ich sehe dich noch immer vor mir, wie du mich auf deinem Schoße liegen hattest, da ich starb. Ich wußte nicht, was es war, sterben; ich fühlte nur Schmerzen, wie ich sie nie gefühlt hatte und ich sahe dich weinen. O, wie empfand ich's, daß du weintest! Ich wollte meine Mutter sagen und ich konnte nicht mehr sprechen. Ich schlang meine beiden Arme zitternd um deinen. Du wirst es wohl noch wissen, denn du weintest darauf heftiger. Nun ward's mir dunkel und ich konnte dich nicht mehr sehen. Ich wußte nicht, wie mir war, aber ich hörte deine Stimme. Du betetest für mich zu meinem Erlöser. Ich betete dir nach, denn ich hatte ja schon oft mit dir gebetet. Nun drückte es mich mit ein Mal auf's Herz und nun konnte ich wieder sehen. Aber wie war mir doch so ganz anders, als vorher. Ich lief auf dich zu und umarmte deine Knie, aber du merktest es nicht. Ich sagte: Beste Mutter! aber du hörtest es nicht. Mir war so leicht. Ich schwebte, wenn ich gehen wollte. Endlich sah ich gar meinen eignen kleinen Körper. Du legtest ihn aufs Bette, knietest, hobst Hände und Augen gen Himmel, mit einer Miene, wie meine jetzigen Freunde, die Engel. Nun weintest du nicht mehr. Du warst ganz heiter und gelassen. „Du hast ihn gegeben, du hast ihn genommen, dein Name sey gepriesen!" hörte ich dich sagen: Ich hörte auch, was du zu meinem Vater sagtest, denn noch folgte ich dir: „Sunim ist todt. Sunim ist bei Gott!" sagtest du. Und mein Vater fing an laut zu weinen und sagte! Der einzige Erbe seines Namens und seines Vermögens wäre todt; nun wäre Alles für ihn verloren. Wie sanft brachtest du ihn zurück. Wie schön sprachst du

von Gott und von der Ewigkeit. Ich hörte nun, daß ich todt war, aber ich wußte noch nicht, was Das sagen wollte, wenn nicht eine himmlische Gestalt gekommen wäre und mich sanft weggeführt hätte. Denn ich dachte an nichts, als nur immer bei dir zu bleiben. Diese himmlische Gestalt war mein Salem, den ich liebe wie dich, und der mich in die Welt führte, die ich jetzt bewohne. Es ist ein Gestirn, worauf alle Seelen der Kinder kommen, wenn sie gestorben sind und wo der himmlische Salem uns zu jener großen Seligkeit zubereitet. O, wenn du diese Welt nur sehen könntest, wie glückselig sie unseren jetzigen Zustand machen hilft! Es sind hier zwar noch feine Sinnlichkeiten; aber aber auch diese bereiten uns zu etwas Höherm. Aber Salem thut es noch vielmehr. O, wie entzückt bin ich, wenn er mit uns vom großen Allmächtigen spricht, vom Himmel der Seligen, von den vielen Engeln und vom Anschaun Gottes, wozu wir gelangen sollen, wenn unsre Wissenschaft reif genug ist. Ich weiß nicht, ob es an dem großen Tage geschehen soll, da die Erde wird gerichtet werden oder vorher. Dieß hat Salem mir nicht offenbart. Und ich bin ja auch schon glücklich genug, daß ich gewiß einmal dahin komme, und ich bin ja auch schon hier so selig! Aber, meine liebe Mutter, denn ach, ich muß endlich hierzu kommen, wie dauerst du mich, meine beste Mutter. Doch Salem sagt: Es ist besser, daß du es vorher wissest, du kannst dich alsdann dazu bereiten. Ach, meine Murter, der Sohn, den Gott dir an meiner Stelle gegeben, der mir so ähnlich ist, der auch Sunim heißt, der soll — auch sterben! — O, meine Mutter, ich weine jetzt; ich habe hier noch nie geweint; wirst du auch stark genug seyn, diese zweite Probe auszuhalten? O, bete um Kräfte zu Gott, ich will mitbeten.

Dein erster Sieg ist Gott gefällig gewesen. Salem hat mir's gesagt. O, beleidige den Gott nicht durch Murren, dem du schon einmal durch Gelassenheit gefallen hast. Es ist schwer, es ist schwer, meine Mutter, ich fühle es mit dir. Aber Salem sagt: Gott habe dich lieb, darum züchtige er dich. O, beleidige den Gott nicht, der uns so liebt, der deinen ersten Sunim so glücklich gemacht hat und deinen zweiten auch glücklich machen wird! Nein, du wirst nicht unzufrieden seyn, ich weiß es. Du wirst gewiß gelassen ertragen, was Gott über dich beschloß. Und dann wirst du auch selig O, wie selig wirst du nicht gleich werden, du, die schon auf der Erde so weit gekommen ist!

Dritter Brief.

Meine Tochter.

Es ist schon so lange her, daß ich starb. Es waren wenige Stunden nach deiner Geburt. Du kennest mich nicht, aber ich liebe dich. Wie könnte ich meine Tochter nicht lieben und noch dazu die Tochter des besten Mannes! Du hast es von meiner Schwester gehört, wie sehr dein Vater und ich uns liebten. Aber Das war keine Liebe, die erst in der Ehe entstand, das Werk des Zufalls. Sie war auf die Aehnlichkeit unsrer Herzen und auf Tugend gegründet. Wir hatten uns gewählt! Und du, die Tochter dieser Ehe, du willst es wagen, einen Mann zu nehmen, den du fast gar nicht kennst, blos weil er von deinem Stande ist, und dich noch reicher machen kann?*

* Hierunter stand diese Anmerkung: Hier soll noch das alltägliche gute Herz hinein.

Wie kannst du die Ehe so leichtsinnig betrachten? Die Ehe bestimmt dein Schicksal, meine Tochter. Dein ganzes voriges Leben ist nur eine Bereitung zu diesem längern, zu diesem wichtigern. Deine ganze zeitliche Glückseligkeit hängt von der Wahl deines Mannes ab und, o wie genau ist die ewige mit ihr verknüpft! Was weißt du von dem Manne, dem du — zittre! dem du deine Hand zu geben schon bereit bist? Hast du es denn bedacht, Melissa, soll Der der Mann seyn, an dessen Hand du durch eure krummen Wege gehen willst? Wird Der dich einmal vor den Thron des Allmächtigen führen und sprechen: Dieß ist das Weib, das du mir gegeben hast? O Melissa, kann ein Mann Das, der niemals an die Ewigkeit denkt? Ein Mann, der die letzte Hälfte des Tages mit euren kleinen Zeitvertreiben verschwendet, und dem die erste Hälfte eine so schwere Last ist? Der Thor! auch sein durch Ausschweifung verzehrter Leib erinnert ihn nicht einmal, daß seine Zeit sehr kurz seyn wird! Und dem Manne will meine Melissa zu Theil werden? Glaubst du, ihn zu bessern? O Melissa, Das ist das thörichte Vertrauen, das so Viele von euch auf ihre Kräfte setzen! Ein Mann, den vor Allem so leicht ekelt, wie bald wird Der einer Frau überdrüssig werden. Ein Mann, der keinen Ernst kennt, wie wird der ihn von einer Frau ertragen? Und wird er auch Zeit haben, dich zu hören? Ein Mann, der die Einsamkeit flieht, dem sogar ein Gespräch mit einem ernsthaften Freunde unerträglich ist, der in Gesellschaft seyn muß, wird der mit seiner Frau über Sachen, die die Seele angehen, sprechen wollen? Melissa, du betrügst dich. Dein sanftes Herz wird dir nichts helfen; er versteht nichts vom Herzen!

Und wenn einer Frau ihr sanfter Charakter nicht hilft, was kann ihr dann helfen? Die Religion? Glaubst du,

Melissa, daß ein Mann von solchen Sitten Religion haben könne? Nein, er hat keine. Er wird dir auch suchen die deinige zu nehmen: und wenn du sie erhältst, so wird er dich einst sogar vor deinen Kindern damit lächerlich machen. Du zitterst, meine Tochter? Ja, du hast Recht dazu. Denke, welchem Elende ein leichtsinniger Schritt dich aussetzt. Du opferst deine zeitliche Glückseligkeit auf, und setzest die ewige in Gefahr. Welch eine Glückseligkeit kannst du mit einem Manne haben, der nicht denkt? der glaubt, er mache dich glücklich, wenn er dich in Gesellschaft schleppt? mit dem du nicht von Gott, von der Ewigkeit, von der Ruhe, der Stille, der Zufriedenheit, der Freundschaft und ihrem höhern Grade, der ehelichen Zärtlichkeit, der Ausbildung eurer unschuldigen Kinder, und tausend solchen Entzückungen sprechen kannst? Wie unglücklich bist du mit einem Manne, den du nicht lieben kannst! Denn einen solchen Mann kann keine Melissa lieben.

Und wie schwer wird dir's werden zu gehorchen, wenn du nicht liebst! Wirst du nicht oft wünschen, von deiner Pflicht los zu seyn? und wie leicht kann dir Dieß eine Gelegenheit werden, dich wirklich davon los zu machen! Wie wirst du deine Kinder erziehen können? Wenn auch die Natur stark genug bei dir ist, die Kinder, ob sie gleich von einem solchen Manne sind, zu lieben, wenn du sie gleich gut erziehen willst: wirst du es können? O, wie sehr wird er verderben, was du gut machst! Und wie wird's deiner Seele bei einem solchen Manne ergehn? Hast du nicht bedacht, in welcher Gefahr sie ist? Ein Mann, der keine Religion hat, (ein Mann von solchen Sitten hat sie nie) wird der sie seiner Frau lassen wollen? Wenn du ihn nicht liebst, so kannst du sie am leichtesten erhalten. Aber auch da wirst du träge in

derselben werden, weil dein Mann dich nicht ermuntert, dich nicht stärker macht, immer weiter führt, und wie ein Schutzengel über deiner zarten Seele wacht. Aber, wenn du ihn noch aus Menschlichkeit, aus Pflicht, oder aus einem gewissen Hange liebst; o dann fürchte ich am meisten für deine Seele. Einem Manne, den man liebt, ist es sehr leicht, die Grundsätze eines schwachen Weibes zu erschüttern. Darum zittert, o ihr Melissen, wenn ihr wählt, zittert, bei eurer ewigen Seligkeit beschwöre ich euch! wählt Keinen, als einen Christen! wählt keinen Freigeist, der euch und eure Religion verlacht; wählt keinen, der euch nur auf das Dunkle, auf die natürliche Religion herunter setzt! wählt Keinen, ach, schauert hiervor, der euch Gott, euren Erlöser, euer einziges Heil rauben, und seine über Alles erhabne Gottheit nur zu einem großen Manne verkleinern will! wählt auch Keinen, der zweifelt. Er kann ein ehrlicher Mann seyn. Gott kann Geduld mit ihm haben. Aber euch ist das Maß der Weisheit nicht gegeben, daß ihr ihn überführen könnt, und ihr setzt euch in Gefahr, mit zu zweifeln. Wählt einen Christen, der euch an seiner starken Hand durch die schlüpfrige Welt, und endlich zum Throne des Erlösers führt. O, dann kommt ihr mit meiner Melissa zu mir, und schmeckt und fühlt, was ich mit meinem Manne, dem Christen, jetzt fühle, noch mehr Seligkeit, wenn's möglich wäre, weil Der, den unsre Seele liebt, sie mit empfindet.

Vierter Brief.

Mein Erastus!

Jetzt brauche ich dir nicht mehr zu beweisen, jetzt kann ich dir sagen: Es ist wahr, was ich geglaubt habe, und, o zittre! es ist wahr, was du verschmähest zu glauben. Unser Jesus ist der Gott, den ich angebetet habe, ist der Gott, den ich jetzt mit dem ganzen Himmel der Seligen, mit allen Engeln anbete. O, mein Freund, komm, komm von deinem Irrthume zurück. Es ist Gott nicht zu klein gewesen, Mensch zu werden. Diese Begriffe vom Großen und Kleinen sind für die Gottheit zu unrichtig. O, ihr Menschen, die ihr euch so klein haltet, haltet euch von der andern Seite nicht so groß! Glaubt doch da, wo ihr nur glauben sollt! Es liegt zu viel daran, Gott nicht für Gott halten. Gott kann euch euren Irrthum vergeben; aber uns Seligen ist's unbekannt, ob er's wird. Er hat's euch zu sehr gesagt, daß kein ander Heil sey! O, mein Freund, mein Freund, ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß du solltest verloren gehn! O, wenn du noch glaubtest! Wie würde ich mich mit der Freude, die im Himmel ist, freuen! Ich habe geglaubt, und mir ist Heil widerfahren, und welch Heil! Die schon Jahrhunderte selig sind, erstaunen noch darüber. Wie kann ich's dir beschreiben! Gleich nach meinem Tode bin ich zu dieser Wonne gekommen, (Gott handelt hierin nicht gleich mit uns) da habe ich meinen Gott geschaut, meinen Jesum mit seinen schimmernden Wunden! O, wenn du einen Begriff davon hättest, was es heißt: Gott schauen! Aber stell es dir so menschlich, so unvollkommen vor, als du willst, du

wirst doch schon eine große Seligkeit darin fühlen. Und, o denke dir die Empfindungen, fühle sie! Ich schaue jetzt, was ich geglaubt habe. Ich verstehe schon so viel davon, und was werde ich nicht noch verstehen lernen! Wäre es uns erlaubt, die Weisheit der Himmlischen zu enthüllen, wie würdest du dich schämen, daß du nicht glauben willst! Wie würden dir die Tugenden, worauf du jetzt bauest, so klein, und nur allein der Glaube groß vorkommen! Wie würdest du dich sehnen, dahin zu kommen, wo man das geborne Kind noch weit tiefer anbetet, als ihr's auf der Erde thut, so wie ihr's anbeten solltet. O, falle nieder, falle diesen Augenblick nieder, säume nicht, der zweite Augenblick möchte nicht mehr dein seyn, er möchte dich schon in den ewigen Abgrund geschleudert haben, wo kein Erretter ist! säume nicht, falle nieder, bete ihn an, der Gericht hält, der geboren ist, deinen Gott und deinen Erlöser! Er wird sich deiner erbarmen, er wird dich erhören, denn er liebt die Menschen. Ach, du wirst glauben, Ithuriel sagt mir's, daß du noch diesem Briefe glauben wirst. In welchem Entzücken, in welcher Seligkeit verliere ich mich! Mein Freund wird mit mir selig seyn. Ich sehe dich, ich sehe, wie du betest, wie du glaubest, wie dein Gesicht vom Entzücken glüht, wie du vor heiliger Andacht schauerst! Heil dir! Du Seliger, dein Erlöser ist jetzt dein! Diese Minute Glauben rechnet er dir für alle die Jahre voll Unglauben. Heil dir! stirb sanft! komm zu uns. Und, o ihr Seligen! o ihr Engel! freuet euch über diesen Sünder, der Buße thut, über diesen Abtrünnigen, der wiederkehrt.

Fünfter Brief.

Meine Schwester!

Ich habe dich so sehr geliebt, wie ich noch mit dir auf einer Erde lebte, und ich liebe dich jetzt noch so sehr. — Kann ich dir es besser zeigen, als dadurch, daß ich dieses außerordentliche Mittel gebrauche, dir nützlich zu seyn? Ich würde dir dieß Alles auf der Erde gesagt haben, denn hierzu braucht man die Weisheit des Himmels nicht, wenn ich länger gelebt hätte. Aber damals, wie ich lebte, warst du noch so jung, daß ich weiter nichts thun konnte, als anfangen, dein Herz zu bilden. Wie freue ich mich, daß aus diesem frühen Samen schon so viel Gutes entstanden ist! Du gehst einen viel bessern Weg, als so viele deiner Mitschwestern. Du klebst nicht an dem Aeußerlichen, an dem Leichten, dem Flatterhaften, dem Eiteln, dem Nichts der Erde. Aber, Melinde, du klebst gleichwohl an der Erde. Wie freue ich mich zu sehn, daß du die Stille dem Geräusche vorziehst, die Gesellschaft deines Mannes und deiner Kinder den Versammlungen, die man sonst auch Gesellschaft nennt. Wie freue ich mich, daß du die Ausübung der Pflichten gegen deinen Mann, deine Kinder, und die kleine Einrichtung, die der niedrigen Sphäre deines Geschlechts anvertraut ist, den leeren Vergnügungen vorziehst. Aber dennoch, Melinde, klebst du an der Erde, nur an der Erde! Es ist gut, es ist recht, die Pflichten auszuüben, die du ausübst, aber es ist nicht genug, sie nur allein auszuüben. Wir sind nicht nur für die kleinen Pflichten der Endlichkeit, nein, wir sind für die höhern Pflichten der Ewigkeit geschaffen! Trachte erst darnach, daß du deinen Schöpfer und

deinen Erlöser erkennst. Du glaubst an ihn, aber wie glaubst du? wie hast du deinen Glauben untersucht? und wie bist du überzeugt? Suchst du auch mit deinen Gedanken so sehr bei Gott gegenwärtig zu seyn, als er bei dir gegenwärtig ist? Liebst du auch von ganzem Herzen, mit allen deinen Empfindungen Den, der dich so geliebt hat? Bist du auch aufmerksam, eifrig, strenge genug, daß dein Herz vor Dem rein sey, der bis ins Innerste, jede That bis in ihre Absicht, sieht? Und auf daß ich alle Pflichten des Nächsten in eine fasse: Thust du ihm auch Alles, was du willst, daß er dir thun soll? O Melinde, sieh, was dir fehlt! Das Kleine thust du, und versäumst das Große, das Wichtige. Brauche deine Ruhe, du mußt auch Rechenschaft geben von der Zeit, von der Ruhe, die Gott dir verliehen hat; brauche sie dazu, an deinen Gott zu denken. Denke an seine Liebe, und denke allezeit daran. Lerne seine Liebe empfinden. Dieß ist die erste Pflicht, und wie leicht ist sie. Aus dieser fließen alle andre. O es kann dir nicht schwer werden, Gott zu lieben, der dich zu einer so glückseligen Welt und einer noch weit glücklichern Ewigkeit erschaffen, erlöset und geheiligt hat, der eine solche Wonne für dich aufbehalten hat! — O Melinde, wenn nicht selbst Engel verstummten, wenn sie davon reden wollen, was würde deine Schwester dir nicht für Entzückungen zurufen! Aber es ist in keines Menschen Herz gekommen, und kann in keines Menschen Herz kommen, was Gott uns bereitet hat, was ich schon empfinde und du empfinden wirst. O meine Schwester, du, die du nichts Böses, sondern nur nicht genug Gutes thust (Das straft der Heilige auch), laß dich zur seligen Ewigkeit erwecken.

Sechster Brief.

Beste Norton!

O du, nur eigentlich für diese Welt, die ich jetzt bewohne, Geschaffne! du des Himmels so Würdige, so sehr, wie Eine, die noch im Leben der Prüfung ist, es seyn kann, wie soll ich dir beschreiben, wie glücklich ich jetzt bin, ich, die ihr so unglücklich auf der Welt nanntet! Wie geschwinde ist das kleine zeitliche, endliche Unglück, gegen dieses himmlische, ewige Glück verschwunden. Gott gab mir Gnade, die Prüfung ihm wohlgefällig auszuhalten (o wie viel hat er dennoch dabei vergeben!), und jetzt, wie belohnt er jetzt die Vollbringung Deß, was ich zu thun schuldig war. Könnte ich dir zeigen, was die eigentliche Freude des Himmels ist, wie sehr würdest du erstaunen. Aber Das ist zu hoch für Staub! obgleich der Staub einst zu dieser Höhe erhoben wird. Einen so vollen Schein würden deine schwachen Augen nicht ertragen können. Es ist uns auch geboten davon zu schweigen. Aber Das will ich dir sagen, die Freude will ich dir machen: Du wirst bald zu uns kommen. Du wirst bald selbst Das empfinden, was sich Keinem, der noch jenseits des Grabes ist, beschreiben läßt. O du freundschaftliche Seele, wie wirst du dich auch nur auf der ersten Stufe der himmlischen Freuden freuen, welche noch so nah an den Freuden, den reinen Freuden der Erde ist. Du, die Freunde so sehr gesucht, und so wenig gefunden hat, wie froh wird dein Herz bei dem Anblick so vieler Freunde zittern! Ein ganzer Himmel voll Freunde erwartet dich, Norton. Denn hier lieben wir uns Alle; Alle in gleicher Reinigkeit, aber dennoch Einige mehr für einander gemacht, Einige sich näher in dem großen Zirkel. Deine

Clarissa, die nur eine Norton und eine Howe in jener Welt fand, und wie muß meine Howe noch an sich arbeiten, ehe sie eine Freundin dieser Welt seyn kann! die arme Clarissa, wie reich ist Die hier. Wie viele Norton und wie viele Howen habe ich hier, auch Mütter, die im sterblichen Leben nicht so schwach als die meinige waren, Mütter, die es wagten, was Recht und Tugend war, auch gegen das Geschlecht der Stärke und des Unterdrückens zu behaupten; aber über dieses Alles die erhabne Freundschaft des himmlischen Selith. Er war auf der Erde mein Vater, weil ich keinen hatte, mein Freund, denn ich hatte auch keinen Freund! O ihr Menschen wißt so wenig von den Engeln, aber liebt sie dennoch. Ihr wißt nicht, wie sehr sie euch lieben; mit welcher Sorgfalt sie über euch wachen, wenn sie noch auf der Erde eure Schutzengel sind; weit mehr, als eine Mutter über ihr neugebornes Kind wacht. Und wenn sie unsre Seelen so haben bewahren können, daß sie uns endlich in die ewige Herrlichkeit einführen, wie lieben sie uns dann! Dann, wenn sie es wissen, daß wir ihrer Liebe nun nicht mehr unwürdig werden, wenn wir nun bewährt sind. Eine solche Freundschaft ist jetzt die Freundschaft Seliths. Wenn Gott sie gleich wieder zum Schutze andrer Menschen auf der Erde bestimmt, die sie wieder eben so lieben wie uns, so verliert doch ihre Freundschaft gegen uns nichts dabei. Denn die Seele der Engel ist nicht so klein, wie so viele Menschen ihre Seele machen. Ein Freund verdrängt den andern nicht. Sie kann Myriaden Freunde fassen, und sie faßt sie auch. Meine Norton, wessen Engel denkst du, daß Selith jetzt ist? Er ist deiner. Er ist's, der dir Ruhe in deine Seele geußt, wenn du mit solchem Verlangen nach uns herüber dürstet. Er ist's auch, der zu mir kommt, und mir sagt wie du im Guten

beharrest, wie du nicht stille stehest, sondern forteilst, und dann jauchzen wir über dich, und alle meine himmlischen Freunde stimmen mit ein. Wir beten an, viel, viel anders noch beten wir, als ihr, wenn ihr auch aus dem vollsten Herzen und mit den feurigsten Vorstellungen von dem Allgegenwärtigen betet; wir beten Den an, der den Menschen schon so viel Wonne auf der Erde, schon einen solchen Vorschmack des Himmels gibt, auch in der Freundschaft so viel Vorschmack! Traure nicht, traure nicht, du einsame Norton. Es sind noch viele freundschaftliche, dir ähnliche Seelen auf der Erde, wenn sie gleich nicht in deinem Winkel sind. Wie viel hat Selith mir genannt. Die wirst du Alle kennen. Einige wirst du finden, und Andre werden nach dir kommen. O freue dich, bereite dich, du jetzt schon so reine Seele, zu Dem, was noch weit über diese Freundschaft geht, zur Liebe zum Unendlichen, zu der Liebe, womit wir ihn hier lieben; zu der, die sich nicht mit Menschen- und nicht mit Engelzungen aussprechen läßt. O bete ihn an; bete ihn tief an. Er ist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Dank.

Clarissa Harlowe.

Siebenter Brief.

Wenig vermuthest du es, o Lorenzo! noch nach einem Jahre Nachricht von deinem Freunde (ach! sage von deinem Gesellen in der Wollust! ein Verbündniß, wie unsers, verdient den Namen Freundschaft nicht) wenig vermuthest du es, jetzt noch Nachricht von mir zu bekommen. Du hast Recht. Wer gibt Nachricht aus diesem Orte der Qual! Wir hassen das ganze menschliche Geschlecht, Das haben wir gemein

mit den entsetzlichen Geistern, unsern Verführern, und wir hassen auch ihn — ihn — Den ich gezwungen bin zu bekennen, Den ich auf der Erde zu verläugnen strebte, Den ich noch jetzt wollte — aber es nicht kann! Er ist Gott! Er ist Gott! Aber ein schrecklicher Gott! O ihr! ihr noch Sterbliche! ihr, die ihr euch noch seiner Liebe trösten könnt, ihr habt keine Empfindung von Dem, was es heißt: Gott nur allein in seiner Allmacht! Gott ohne Liebe! — Gedanke! — Qual! — Qual! — laß ab von mir! Er war für mich gestorben, aber er ist es jetzt nicht mehr! — O Lorenzo! — Es ist ein Gemisch von Grausamkeit und von Mitleid. Ein Gedanke denkt: ich will ihn durch mein Beispiel der Qual entreißen; und der andre: ich will mich an seiner Marter freuen. Ich will Lorenzo mit verdammen helfen! — Wo warst du denn den Tag des Schreckens? wo warst du, daß du nicht mit in den Trümmern Lissabons begraben wurdest? Denn, wärst du gestorben, so wärst du auch hier. So höre denn meine Geschichte, denn du weißt sie nicht; ihr habt nicht einmal meinen Körper gefunden, er ist verbrannt. Höre! Von den Ausschweifungen der Nacht lag ich noch im tiefen Schlafe. Die Morgenröthe hatte meine Laster mit angesehn. Mit Schrecken erwachte ich von der Erschütterung. In dem Augenblicke stürzte das Haus ein. Er, er ists! dachte ich, er tödtet dich! Denn wer kann ihn ganz verläugnen, den Furchtbaren! Wir fühlen's, wenn wir sündigen, daß wir's nicht können; aber wir betäuben uns. Ich hätte bald gebetet, aber ich konnte nicht, ich wußte nicht zu beten. Und die Sorge, mein Leben zu retten, riß ohnedieß den Gedanken von Gott weg. Endlich arbeitete ich mich aus den Trümmern meiner Wohnung los. Ich eilte ohne Gefahr fort; Dieß machte mich sicher. Die Schändliche (doch vielleicht ist sie jetzt eine

Heilige), die ich so leicht verführt hatte, ihr Geschlecht mit eben den Lastern zu beflecken, womit wir unsres beflecken, begegnete mir. Ha! Verführer! Ruchloser! sagte sie, thu' Buße! thu' Buße! sonst sind wir den Augenblick verloren. Es war mir lächerlich, sie von Buße reden zu hören. Ich sagte es ihr, und ob sie sich durch einen so ungefähren Zufall wollte erschrecken lassen? O Lorenzo! die Worte erstarrten mir! Ein Haus stürzte ein, und erschlug mich und sie. Sie war bald todt. Ich sah sie nur ihre Augen gen Himmel heben, und ich habe sie hier nicht gefunden. Ich war sehr zerschmettert. Ich konnte nicht sterben. Ich sah die Sonne noch untergehn. Ich wälzte mich im Blut und Staube, und sah neben mir den Greis, der immer unser Gespött war. Wie ruhig starb er! Ich hätte ein ganzes Leben gegeben, wenn ich hätte sterben können wie er. Erlöser! Heiland! hörte ich ihn mit sanfter Stimme sagen. Wie konnte ich jetzt einen Erlöser glauben! ich hatte ihn nie geglaubt! Ich starb, Das ist: ich vertauschte die Qual, die schreckliche Qual, mit einer noch schrecklichern. Ich stürzte in den Abgrund des Verderbens hinab. Und nun, Lorenzo, wirst du zu mir kommen? wirst du dich bekehren? Wird ein Lorenzo sich bekehren können? Du kannst es, du kannst es, da sie es gekonnt hat! Aber verflucht seyst du! verflucht sey sie! wenn ich sie noch verfluchen kann; verflucht seyd ihr Alle, die ihr an meiner Verdammung so viel Theil habt! Ihr müßt Alle zu mir kommen! Alle leiden, was ich leide! Ich ertrage es nicht, daß ihr glücklicher seyn sollt als ich! — O Der! Der! Der! der Gericht hält! — Es ist ein Gott, o Lorenzo! Es ist ein Gewissen! Es ist eine ewige Qual! — O ihr Peiniger! — O ich Unglückseliger! — Ich ewig Verlorner!

Achter Brief.

Ich bin gestorben, Aristus! Ich bin in dem unglücklichen Zweikampfe, ich bin durch deine Hand gestorben! Und ich wäre verdammt, wenn des Ewigen Erbarmung nicht ohne Maß wäre; euch unbegreifliche Erbarmung, wenn ihr selbst wüßtet, wer ihr seyd! Ach du, Aristus! du kennst nicht dich, nicht deinen Gott! du hast kaum an seine Allmacht, viel weniger an seine Erbarmung gedacht. Du bist in dem Dunkeln und in dem Leichtsinn, worin du erzogen bist, geblieben! Dein Vater glaubte, du brauchtest nur Muth; Tugend und Religion fordre dein Stand nicht. Und du fordertest sie auch nicht von deiner unsterblichen Seele. O wie bejammernswerth ist es, daß der Stand, der uns mit dem Tode noch bekannter macht, als Krankheit und Alter, daß der am Wenigsten von Gott weiß! Du bist kein Freigeist und du bist kein Christ. O elender Freund! denn du warst mein Freund, nach dem schwachen Gefühle, das wir von Freundschaft hatten. Erstaune über dich selbst, Aristus — und zittre! Es ist ein Gott. Du bist unsterblich. Du warst von Gott verworfen; denn du hattest gesündigt. Gott ward selbst Mensch, um dich zu erlösen, und du kannst jetzt ewig glückselig seyn! Dieses weißt du; du kannst dich's wenigstens von deiner Kindheit her erinnern, da dich's gelehrt ward; und nie hast du hieran gedacht. Wärst du an meiner Stelle gestorben, und Gott hätte sich nicht deiner erbarmt, o wie würdest du es unter den undenkbaren Qualen gefühlt haben, daß nur dein Leichtsinn Schuld sey, daß du, anstatt dieser entsetzlichen Qualen, nicht in einer

ewigen Glückseligkeit seyst, in einer Glückseligkeit, die ich dir zu beschreiben vergebens streben würde. Jetzt, jetzt ist es noch Zeit, Aristus. Vielleicht schickt die morgende Schlacht dich mit zehntausend Leichtsinnigen zur Hölle! O, bekehre dich! Du weißt noch genug, dich zu bekehren, und du brauchst auch nicht viel zu wissen. Fühle nur, daß du ein Sünder bist, und daß Er — Jesus von Nazareth, ein Name, den viele deiner Brüder vergebens zu verkleinern suchen, Er, der Gott, den ich jetzt anbete, dein Versöhner, dein Erlöser ist! Wie ruhig kannst du in die Schlacht gehn, wenn du Dieses recht empfindest! wie ruhmvoll (selbst bei den Engeln ist es Ruhm), wie ruhmvoll sterben, wenn du, dein Vaterland zu schützen, deine Mitbürger zu retten, stirbst! Wie viel kleiner, wie niedrig war der Tod, den ich starb! Ich würde mich jetzt noch vor der Schande des Zweikampfs schämen, wenn Gott mir meine Sünden nicht vergeben hätte. O Aristus! um ein Wort starb ich in der Blüthe, und du, mein Freund, warst mein grausamer Mörder! So leichtsinnig, wie wir gelebt hatten, gingen wir auch zum Tode. Die Gesetze unseres Standes befahlen es so! Nie gegebene Gesetze, nicht einmal von Menschen, eingebildete Gesetze, euch gehorchten wir. Und die ewig in unsere Herzen gegrabenen, die so deutlich offenbarten, bestätigten Gesetze Gottes, des Ewigen, des Schöpfers, des Herrn der Menschen, die verachteten wir, gegen die lehnten wir uns auf und, o erstaunungswürdiger Unsinn! ohne sie zu kennen, ohne sie nur kennen zu wollen! Das Werk der Phantasie, die Ehre, ist allein, was die Meisten unseres Standes empfinden, die machen sie zum Abgott; die wahre Ehre, Gott gehorchen, unsterblich seyn, die verkennen sie, ach, um die bekümmern sie sich nicht einmal.

Wir gingen hin und thaten unser Werk. Wir hatten ein leichtsinniges Wort gesagt, (o wenn Gott so strafen wollte, wie wir, wie lange wären wir dann schon verdammt!) wir hatten ein leichtsinniges Wort gesagt, und dieses mußte gerochen seyn, und mit Blut gerochen und durch den Tod, da wir doch nichts Höheres, als dieses Leben kannten! Wir liebten uns, und wir mußten uns würgen! Wir hatten dunkle Ahnungen von Dem, was uns der Tod seyn würde; aber diesem Leben mußte gehorcht werden. Und nun standen wir schon im Blute! Jeder suchte des Andern Tod; er mußte es thun, um nicht selbst zu sterben! Unseliger Gedanke für Seelen, die nur an diesem Leben hangen, und noch unseliger würde er seyn, wenn sie jenen schrecklichen Lohn des Leichtsinns kennten. Ich fiel. Dein Glück wollte es so — und mein Glück wollte es auch. Du fühltest Rührung über den Tod deines Freundes, aber so, wie deine Rührungen sind, überfliegend; deine Seele reißt sich immer von ernsthaften Gedanken los. Du merktest, daß ich noch nicht todt war, das Mitleiden hieß dich mich in das erste Haus bringen. Du befahlst mich der Sorge eines Arztes und flohst zu deiner zeitlichen Sicherheit. Der ungefähre Zufall, wie ihrs nennt, (wir nennen's hier die ewige Vorsehung des Vaters) hatte mich in das Haus einer Christin geführt. Sie war glückselig genug, in den Grenzen ihres Geschlechts, still und ruhig Gott zu dienen, und krönte jetzt ihr Alter durch die Errettung einer Seele. O wie werde ich ihr dafür danken, wenn sie zu uns kommt! Sie setzte sich zu mir und fing an von der Ewigkeit zu sprechen, ein Ton, der meine Seele aus dem Schlafe weckte, worin sie bisher gelegen hatte; aber entsetzliches Wecken, das sie zur Verzweiflung weckte! Denn ich fühlte jetzt die ganze Last

des Leichtsinns, seine ganze Sünde, und seine ganze Strafe, und ich war verdammt. Sprechen konnte ich nicht mehr, aber mein Jammer konnte noch wüthen. Sie sah es und getraute sich nicht, meiner Verzweiflung genug zu thun. Sie schickte zu dem würdigen Geistlichen ihres Dorfs. Ein verachteter Mann für Aristus! Er kam, und, o Gott belohne, belohne ihn! er führte mich zu meinem Erlöser! Lange zwar mußte ich noch mit meiner Verzweiflung kämpfen; denn er machte mir meine Sünde nicht leicht; aber er zeigte mir das Mittel ihrer Vergebung. Ich ergriff's und ward gerettet, in dem letzten Hauche meines Lebens noch gerettet! Und nun bin ich selig! Ach, er hat vergeben, der ewige Erbarmer! Aber Aristus! wäre ich wenige Stunden früher gestorben, ach so hätte ich nicht vergeben können, so wäre ich jetzt verdammt! Und Das wirst du morgen seyn, wenn du dich heute nicht bekehrst! Siehe, die Heere sind zum Streite gerüstet. Der Herr hat im Zorne gesprochen: Völker sollen sich würgen! Morgen wird das Geräusch der Schlacht dir nicht mehr Zeit lassen, deine Seele zu sammeln. Thu, ach thu es heute, um deiner Rettung willen! und laß bei deiner Bekehrung auch Dieses deinen ernsten Vorsatz seyn: daß du niemals wieder um dein selbst willen deinen Bruder würgen willst. Und sey groß genug, sey für Menschen und Engel groß genug, wenn ein Anderer dein Blut fordert, zu sprechen: Nein, ich will dir's nicht geben, ich darf's nicht, mein Gott verbietet es. Ich will nicht thun, was Gott verbietet! Ich will mein Leben brauchen, ihn zu ehren, und meinem Nächsten zu dienen. Fürchte dich nicht, daß er dir dein Leben ohne Gegenwehr nehme. Ist er niedrig genug, es zu thun; so laß es ihn nehmen! Was verliert eine unsterbliche, eine

erlöste Seele dabei? Bereite dich zum Tode, ohne ihn zu suchen und erwarte dann, was er thun wird. Er kann dir deine Seligkeit nicht nehmen. Fürchtest du, irdische Vortheile zu verlieren? Verliere sie und gewinn' ewige! Opfre deinen Stand auf, wenn deine Brüder toll genug sind, dich dazu zu zwingen. Erniedrige dich vor den Augen der Welt und erhöhe dich vor Gott! Ach, Aristus, wie klein sind alle Vortheile der Welt, wenn wir über der Welt stehn! Und einmal, einmal kommen wir Alle dahin, daß wir Rechenschaft geben müssen, Rechenschaft von unserm Leichtsinn, Rechenschaft, daß wir einen angenommenen Wahn höher geachtet haben, als das klare Gesetz unsers Gottes, daß wir alle Empfindungen unserer Seele erstickt und uns tollkühn in den Tod gestürzt haben, den unsere Natur umsonst nicht fürchtet. O Aristus, bekehre dich! Dein geretteter Freund bittet dich! Werde gerettet wie er!

Neunter Brief. *

Meine einzige Cidli!

Die Stunde war gekommen, die Stunde, welche du so sehr fürchtetest, und zu der du dich dennoch so sehr bereitetest; die

* Diesen und den folgenden Brief hat sie, den ersten kurz vor ihrem Geburtstage, den zweiten den Tag darauf, in meinem und ihrem Namen geschrieben. Denen, die kalt bei denselben bleiben können, muß ich sagen, daß sie einer Frau eine partheiische Beurtheilung ihres Mannes nicht übel nehmen müssen.

Stunde war gekommen, die mich für eure Welt auf ewig von dir nahm. Aber wie ist das Ewige eurer Welt so kurz! — Jetzt ist die erste Heftigkeit deines Schmerzes gestillt, allein durch die Religion gestillt. Ich habe so lange gewartet, an dich zu schreiben, du Beste! Wie zärtlich war es von dir, zu wünschen, daß du die Nachbleibende seyn möchtest! Jetzt bist du es. Hast du aber auch Kräfte dazu? Ach, bitte Gott, bitte Gott um Kräfte! Du bist schwach; dennoch tadele ich dich nicht. Es ist noch so kurz, daß ich im irdischen Leibe eingeschlossen war; ich weiß noch sehr wohl, wie schwer es ist, sich zu den hohen Tugenden hinauf zu schwingen. Dieß ist hohe Tugend: Das Kreuz tragen, wie Gott will! Das weiß ich wohl, daß meine Cidli nicht murrt, Das weiß ich wohl! Ach, ich seh es, daß du es auch gelassen erträgst. Aber, meine Cidli, du bist zu niedergeschlagen. Der Gram, die Traurigkeit, die jetzt so tief in deinem Herzen wohnt, die suchst du nicht zu hemmen; du nährst sie vielmehr, so viel du kannst. Weinen ist jetzt dein Vergnügen, und du glaubst, du habest genug gethan, wenn du nur stille weinst. Aber Das ist nicht genug! Du mußt dich von deinem Weinen erheitern und aus deiner Einsamkeit dich losreißen. Du mußt Theil an der Schöpfung und an dem schönsten Geschöpfe, dem Menschen, nehmen. So lange du in der Welt bist, hört deine Pflicht zu nützen nicht auf, und du, Cidli, kannst nützen. Meinst du jetzt, da ich todt bin, und da Gott uns die große Freude der Ehe, die Glückseligkeit der Erde, nicht gegeben, weil er uns ohne Kinder gelassen hat, deine Verbindung mit der Welt habe jetzt aufgehört? Geh, suche dir Kinder! suche dir Freunde! Laß Alle, die du lehren kannst, den Unendlichen lieben, dir Mann und Kinder seyn. Ich weiß, meine Cidli, du wirst

dich, wenn du Dieses gelesen hast, deiner Traurigkeit entreißen, du, die so sehr strebt ihre Pflichten zu thun, und deßwegen ist es mir erlaubt, dieses Mittel zu gebrauchen, das nur für so Wenige erlaubt wird. Ach, meine Eidli, wie liebte ich dich, wie hing meine Seele an deiner Seele! Du beste Frau, wie sehr verdientest du es! Eine Liebe wie unsre Liebe — sie war Gott wohlgefällig, weil wir ihn nicht dabei vergaßen, weil wir ihm dankten, daß wir uns gefunden hatten, und ihn zusammen anbeteten! O du Einzige, wie oft habe ich dich, in meinen Umarmungen, deine Augen gen Himmel heben und die volle Andacht deines Herzens darin gesehn. O wie dankte ich dann Gott, der mir diese so gewiß zur Seligkeit bestimmte Seele gegeben hatte. Gehe hin, Eidli, und lehre auch Das die Welt, die nicht glaubt, daß man zugleich lieben und beten könne. Lehre sie die reine Liebe, die Tugend ist, die Gott gefällt. Aber Eidli, wie liebe ich dich jetzt! So liebe ich dich, daß sogar im Himmel mein Herz sich nach dir sehnt. O wenn du erst hier bist, wenn du erst mit mir anbetest, hier anbetest, von Angesicht zu Angesicht! O Eidli, ein heiliger Schauer faßt mich. Wer kann vom Anschaun des Ewigen sprechen? Ein Endlicher zu einer noch sehr Endlichen! Wie wird dir seyn! — Sie ist unaussprechlich, sie ist unaussprechlich, die Liebe, womit er uns liebt. Du wirst zu uns kommen, meine Gewählte. Fürchte dich nicht vor den Sünden, die dich jetzt beunruhigen. Ich will sie nicht klein machen. Was ihr Fehler nennt, vor dem Heiligen sind's große Sünden. Aber sie ist unaussprechlich, sie ist unaussprechlich, die Liebe, womit er vergibt. Orion, der dir unsichtbar Dieß bringt, wird über dir wachen, wird dein Herz immer heiliger machen, Orion, unser Engel auf der

Erde: Denn, meine Eidli, wir so sehr Vereinigte auf der Erde hatten nur einen Engel.

Zehnter Brief.

Antwort der Frau.

Ja, ich will schreiben, ich will, ob ich gleich nicht weiß, ob du etwas hiervon erfahren wirst. Wie wenig wissen wir Begränzte von euch! Vielleicht kann Der, der mir deines brachte, mein Engel, ach er war unserer! vielleicht kann er dir Dieß bringen, wenigstens dir hievon sagen. Vielleicht — und o wie sanft ist mir dieser Gedanke, vielleicht schwebst du selbst unsichtbar um mich, und wirst es einmal lesen, vielleicht liesest du es jetzt, jetzt, so wie ich es schreibe. O wenn du um mich schwebst, mein — du — wie soll ich dich nennen? wenn du um mich schwebst, du Seliger! so habe Mitleiden mit mir! Du wirst mich noch schwach finden, aber ich will, ich will thun, was du von mir forderst, was du so mit Recht forderst, was Gott fordert! Ach, ich wußte, daß es Gott forderte, und that's doch nicht! Ich mußte erst durch dich geweckt werden! Aber ich will, ich will aufwachen, ich will mich meiner Schwermuth entreißen, ich will für die Welt leben, worin ich bin, ich will thun, was ich thun muß, ich will nicht länger schlafen! O wenn nur meine übrige Zeit, die Zeit, die jetzt hart und sauer für mich ist, wenn sie doch kurz wäre! — Vergib mir, o ewiger Erbarmer! nur noch dieß Mal den Wunsch der Uebereilung! Nimmer soll ihn meine Seele wieder thun! Nein, nicht was ich will, sondern was du willst — Ach, wärst du noch bei mir,

du Einziger, wärst du noch in deinem irdischen Leibe bei mir, mich zu halten, wenn ich straucheln will! Dieß sollte aller Männer Geschäft bei den schwachen Gefährtinnen ihres Lebens seyn! Und wie liebreich war es deines! Du weißt es, ich darf dich daran erinnern, wie gern ich dir folgte, wie es mein Stolz war, dir zu gehorchen. Und welche Frau würde dir nicht gehorcht haben, du Bester, du Rechtschaffner, du Christ! – Aber ich habe dich nicht mehr! nicht deine Ermahnung, nicht dein Beispiel, nicht deine Hülfe! — Ich Einsame! Mein Wunsch ist erhört, der Wunsch meiner Zärtlichkeit, wenn sie am Gereinigtesten zu ihrer höchsten Stufe stieg; du bist vor mir gestorben! — Jetzt weiß ich's erst, was ich gebeten habe, aber auch jetzt noch dank' ich Dem, der mich erhört hat, dank' ich ihm, daß du nicht leiden mußt, was ich leide. Du littest auch, ja, du Geliebtester unter den Geliebten, mitten unter deiner Todesangst, mitten unter deinem Vorschmack der Seligkeit, sah ich deinen Schmerz um deine, jetzt so verlaßne Eidli! O wie kann ich mich's erinnern, und doch nie, nie kann ich das Bild aus meiner Seele, kann ich das Bild von meinen Augen entfernen! Wie kann ich mich deiner Todesstunde erinnern, wie deiner brechenden Augen, deiner weichenden Stimme, deiner zitternden, im kalten Schweiße fließenden Hand, mit der du mich noch drücktest, da du nicht mehr sprechen konntest! Nun ward er schwach, der sanfte Druck, ach, ich fühl ihn noch! und nun noch schwächer, und nun — nun starrte der Druck! — Ich kann nicht, ich kann nicht, ich unterliege dem Bilde! Ach dein letzter Segen, nun, der soll mich ermuntern, dein letzter Segen: „komm mir eilend nach!" Wie betete ich ihn mit dir, du da schon Seliger! Und, wie unaufhörlich bete ich ihn jetzt! Ach du starbst! — Nun hatte ich

dich nicht mehr, und nun auch nicht mehr deinen Körper, an dem ich unaufhörlich hing, als deine himmlische Seele ihn verlassen hatte, nun auch den nicht mehr! Ich Einsame! — Wie wenig kann ich Das ertragen, ich, die keinen Tag Abwesenheit von dir ertragen konnte! — Ach, ich habe keinen Sohn, den ich lehre wie sein Vater werden, keine Tochter, die mit ihrer Mutter weint! Ich Nachgebliebne! Ich Einsame! Aber du, mein himmlischer Geliebter, du, wenn du auf mich wirken darfst, so laß deine Gegenwart einen seligen Einfluß auf mich haben, laß sie mich sanft, gelassen und willig zu thun, was ich muß, laß sie mich so machen, daß ich deiner Liebe würdig sey! O du, den meine Seele liebte, du, der du mich noch liebst, wie soll ich dich jetzt lieben? Wie kann ich meine Liebe zu der Höhe, zu dem Lichte, zu der Reine erheben, die einem seligen Geiste gebührt? Wie groß ist der Abstand von dir zu mir! Viel größer, als der auf der Erde, wo nicht nur die Schwäche meines Geschlechts, nein, wo auch dein über Alles erhabner Geist und, noch weit mehr, dein über Alles erhabnes Herz, einen so großen Abstand machte. Aber, o nimm dich meiner Schwäche an, wie du dich ihrer auf der Erde annahmst! Sey mein Führer, sey mein Engel, du, der unermüdet und eifrig jede Pflicht der Rechtschaffenheit und des Christenthums ausübte, lehre mich, hilf mir meine Pflichten ausüben, und hole mich, ach hole mich bald nach! — Sende die Seele meines todten Geliebten zu mir, o du Angebeteter! oder gib mir auf andre Weise, ich flehe, ich flehe dich an, gib mir deine Gnade! Führe du mich, die ich allein bin, an deiner Hand durch die Welt, die mir jetzt so rauh, jetzt so ungebahnt und jetzt so sauer zu gehen ist! Ach ich will mich führen lassen. Aber, ich bitte es mit aller Gelassenheit,

mit aller Unterwerfung unter deinen Willen, du weißt es, Allwissender, daß ich es thue; ach laß mich ihm eilend nachkommen! Laß mich bald zu deinem Seligen, meinem Geliebten — und zu dir kommen.

An die Verfasserin dieser Briefe.

Ich habe den Vorsatz, etwas an dich aufzuschreiben, das dir vielleicht noch vor meinem Tode bekannt werden kann, deßwegen bisher aufgeschoben, weil ich befürchtete, daß mich diese Empfindungen zu stark angreifen würden. Aber jetzt, da ich eben meine letzten Briefe an dich durchgelesen habe, kann ich diesem Gedanken nicht mehr widerstehen. Allein wo soll ich anfangen, meine nun ganz himmlische Geliebte? Sollte es wohl ein kleiner Theil deiner jetzigen unaussprechlichen Glückseligkeit seyn, daß du an mich denkst? Ach, ich armer Uebriger, war und bin ein Sünder, und noch diesseits am Grabe. — Gleichwohl hat auch mich das Wesen der Wesen gewürdigt, mein Schicksal sogar vorauszusehn. Davon bin ich völlig gewiß, daß es zu deiner jetzigen Glückseligkeit gehört, daß du dich erinnerst, welche für mich ewig unvergeßbare Gnade mir damals widerfuhr, da ich von dir Abschied nehmen mußte. Du hast gewiß die Freude, die mir Gott gab, in meinem Gesichte gesehn. Weißt du, wie mir war, meine Meta? (Ja ich will dich noch mit diesem süßen Namen nennen!) Meine Seele war hoch in die Höhe gehoben. Ich sahe den Tod auf deinem Gesichte nicht mehr.

Ich fühlte die Kälte deines letzten Schweißes nicht mehr. Ich kann meinen Zustand zwar nicht völlig beschreiben, aber Das weiß ich wohl, daß ich einem Märtyrer, über dem ich den Himmel offen gesehen hätte, mit keinen andern Empfindungen zugerufen haben würde: Dank und Preis und Anbetung sey dem Allweisen und dem Allbarmherzigsten! — Dieser sey also mein lebhaftester Gedanke und zugleich derjenige, den du zuerst von mir erfährst, wenn du anders etwas vor meinem Tode von mir erfährst. Die Engel bekümmern sich um viele Dinge, die uns noch Sterbliche angehn; und vielleicht um mehr, als wir glauben. Oder vielleicht sagt dir Derjenige von unsern Freunden, der zuerst zu Gott geht, was ich jetzt, besonders auch in dieser Absicht, an dich aufschreibe. So wiederhole ich es denn: Dank und Preis und Anbetung sey dem Allweisen und dem Allbarmherzigsten! Ja mit diesem himmlischen Gruße soll dich unser früh glückseliger Freund in meinem Namen zuerst grüßen, meine vollendete Geliebte!

Ich mußte neulich abbrechen.* Jetzt will ich dir etwas, denn wie kann ich Alles? von Dem sagen, was mit mir vorging, nachdem ich dich verlassen hatte. Ich hatte vorher mit vieler Unruh und Angst gebetet; aber nun konnte ich anders beten. Ich bat um völlige Unterwerfung. Meine Seele hing an Gott, ich wurde erfrischt, ich wurde gelabt, und zu

* Dieser Brief, oder wie man dieses Stück sonst nennen will, ist binnen zwei Monaten zu verschiedenen Zeiten geschrieben worden. Aus dieser Ursache ist er abgetheilt.

dem Schlage vorbereitet, der mir nun schon so nahe war, näher als ich dachte! Denn ich glaubte, daß du noch einige Stunden leben würdest (Dieß war meine einzige Hoffnung!), und daß ich, nach deinem Verlangen, das du mir nicht lange vor meinem Weggehn sagtest, noch mit dir würde beten können. Aber wie oft sind unsre Gedanken nicht Gottes Gedanken! Ich betete nur für mich, nicht für dich, da, Dieses vornämlich zu thun, doch so natürlich war. Ich habe seitdem eine sehr freudige Vermuthung gehabt. Unser Versöhner bat in diesen letzten Augenblicken deiner Prüfung für dich! — Nun warst du hingegangen! Man sagte mir's, aber so, daß ich, du seyst von unserm Kinde befreit worden, einen Augenblick glauben mußte, um den folgenden zu hören, daß du bei Gott seyst! — Dieser Schlag, der die Andern niederschlug, erschütterte mich nur. Wie ging Das zu, du Geliebte meiner Seele? Mein Gebet war erhört. Ich strebte mich völlig zu unterwerfen. Und vielleicht hattest du auch da schon das erste Mal in jener Welt für mich gebetet. Ich weinte nicht und war doch nicht in dem heftigen Zustande, in welchem man nicht weinen kann. Ich sagte nicht lange nach deinem Tode: „Sie ist nicht weit von mir!" Und du warst ja auch nicht weit von mir. Wir waren ja Beide in der Hand des Allgegenwärtigen. Einige Zeit hernach wollte ich hingehn und Dasjenige sehen, was ich in dem Augenblicke meine Meta nannte. Man hielt mich zurück, und eine zweite Ruhe kam dadurch in meine Seele, daß ich zu einem unsrer Freunde sagte: „So will ich es denn unterlassen. Sie wird ja auferstehn!" Die andre Nacht kam der S e g e n deines Todes (bis dahin hatte ich deinen Tod nur für eine P r ü f u n g gehalten), kam der S e g e n deines Todes in vollem Maße über mich. Ich brachte über eine Stunde in einer

stillen Freude zu. Ich habe nur ein Mal in meinem Leben etwas Aehnliches empfunden, da ich in meinen jüngern Jahren dem Tode nahe zu seyn glaubte. Die Augenblicke meines Abschiedes waren noch etwas Anders. Meine Seele war von Dank und Freude empor gehoben; aber jene Stille war nicht darin. Du weißt, wie lebhaft ich war, und wie mir die Worte zuströmten. Aber nun war der höchste Grad von Ruhe, den ich kenne, in meiner Seele. Diese Stunde fing sich damit an, daß mir auf ein Mal einfiel, daß dein Vollender und mein Fürbitter sagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, Der ist mein nicht werth. — Es ist mir unmöglich, alle Empfindungen dieser Stunde zu beschreiben. Ich bin noch niemals, mit dieser Art von Gewißheit, von meiner Seligkeit überzeugt gewesen. Ich danke dir aus meiner ganzen Seele, meine himmlische Geliebte. Denn ich habe eine starke Vermuthung, daß du mir diesen großen Segen deines Todes erbetet hast. Und so hätte ich dich bei unserm Abschiede (ach einst werde ich nicht wieder Abschied nehmen; ach meine Meta, jetzt weine ich! — aber Dank sey Dem, der machte, daß ich mich damals sogar freuen konnte!) so hätte ich dich also bei unserm Abschiede vielleicht nicht vergebens gebeten, mein Schutzengel zu seyn, oder vielmehr, so hätte Gott diesen unsern letzten Wunsch erhört! —

Wie viel würde ich unserm früh glückseligen Freunde an dich aufschreiben, wenn ich nur einigermaßen umständlich in der Beschreibung Desjenigen seyn wollte, was ich jetzt, da ich nun allein bin, da ich ohne dich lebe, für dich empfinde!

Was würde er dir nicht Alles von mir zu sagen haben? Aber ich muß mich einschränken. Einer gewissen Wehmuth, Meta, die mich oft überfällt, würde ich mich mehr überlassen, ich würde mir's für erlaubt halten, mich ihr mehr zu überlassen, wenn mir bei dem ersten Schlage, mit dem mich dein Tod traf, nicht so viel Gnade widerfahren wäre. Wenn ich mich ihrer auch nicht mit Freude und Dank erinnerte; so müßte ich mich ihrer doch erinnern, um dadurch jene Wehmuth zu mäßigen. Ich habe eine besondre Pflicht der Mäßigung auf mir. Meine Wehmuth um dich überfiel mich eben jetzt, da ich daran dachte, daß bis zu deinem Geburtstage, den du nicht erlebt hast, nur noch wenige Tage sind. Wie werde ich ihn ohne sie zubringen? dachte ich. Aber ich will diese Frage nicht mehr thun. Wurde ich nicht deinen Todestag so sehr gestärkt!

Vor einiger Zeit, da ich gegen die Nacht allein war, stellte ich mir, daß du bei mir zugegen seyst, so lebhaft, ich könnte wohl sagen, mit einer solchen Gewißheit vor, daß ich dich mehr als ein Mal anredete. Ach wenn du bei mir gewesen wärst! Ja, dann brauchte ich unserm Freunde fast nichts mehr zu sagen. Solltet ihr Himmlischen wohl bisweilen um uns seyn? Ach, wenn ihr dürft, so ist meine Meta schon oft bei mir gewesen. Und warum solltet ihr nicht bisweilen bei uns seyn dürfen? Seyd ihr nicht den Engeln gleich? und werden die Engel nicht zum Dienste Derer ausgesandt, welche die Seligkeit ererben sollen? Aber wenn du auch nicht gedurft hast, so erfährst du doch vielleicht bald etwas von mir. Ich weiß, daß die Anzahl Derer nicht gering ist, die meine Freunde sind, ohne daß ich sie kenne, und die ich lieben würde, wenn ich sie kennte. Vielleicht ist es nicht lange mehr hin, daß Einer von Diesen stirbt. Und dann, ach

dann, Meta, eilt er dir mit meinem himmlischen Gruße (darf ich ihn so nennen?) oder vielmehr mit der Erzählung von der Gnade entgegen, die mir widerfahren ist! — Wie eingeschränkt ich denke! Als wenn du nicht schon lange, auf andre Weise, wissen könntest, was mir seit deinem Tode widerfahren ist; als wenn du nicht sogar viel bestimmter die Art, nämlich, die Absichten und die Folgen davon wissen könntest. Ach die Folgen! — Werde ich sie erfüllen, die Absichten, die Gott, mit dieser großen Prüfung und mit der Gnade, womit er mich dabei unterstützte, gehabt hat? Ich flehe, ich flehe dich an, ewiger Erbarmer, laß sie mich nicht ganz verfehlen! Ach was ist es, noch in der Wüste wallen, und nicht daheim seyn! Wie gefahrvoll ist die Reizung zur Sünde! — Wenn dir, auf eine Art, die ich nicht weiß, Vieles von mir bekannt wird; so ist doch vermuthlich Vieles nicht wichtig genug dazu.

Ich will daher unserm Freunde noch etwas von Dem sagen, was ich wünschte, daß du von mir erführst. Gewiß ohne Wehmuth, die deine Seligkeit nur im Geringsten mindern könnte; aber doch mit einer sanften Rührung über mein Schicksal empfindest du es, was mir deine beiden Briefe, in denen du mich dort, wo du nun bist, und dich noch hier voraussetztest, was mir diese Briefe jetzt seyn müssen! — Für diese Welt auf Ewig, meine Meta. Ja, es ist kurz, sehr kurz das Ewige dieser Welt. Wie bald wurdest du mir genommen! Wie schnell war deine Zeit, und mit ihr so viel Glückseligkeit für mich vorüber! Aber niemals, niemals will ich klagen, auch darüber nicht, daß mir das Ewige dieser Welt so oft gar nicht kurz vorkommt. Wie dürfte ich klagen? Wie der Labsale, wie jener gnadenvollen Erquickung vergessen, die da meine Seele erfrischten, wo mein Weg am

Rauhsten, wo die Wüste meiner Pilgerschaft jenem finstern Thale, wodurch du gingst, am Aehnlichsten war! — Ja, Meta, nur von einem Herzen, wie dein's war, konnte es mit einer Zärtlichkeit, die Alles übertraf, gewünscht werden, den Geliebten zu überleben! Ich weiß, ich weiß es noch wohl, wie oft und wie lebhaft du Dieß in meinen Armen wünschtest, und was ich dabei empfand. Wenn Menschen etwas von Gott verdienen könnten, so würde ich sagen, du hättest es durch diese reine Zärtlichkeit verdient, daß du nicht die Nachgebliebene, daß du so früh vollendet bist! — Es ist hohe Tugend, das Kreuz tragen, wie Gott will. Aber wie sehr unfähig würde ich durch mich selbst zur Ausübung derselben gewesen seyn! Du erinnerst dich, wie der mächtige Arm, der mich geführt hat, mich schon damals zu heben anfing, wenn wir von deinem Tode sprachen, und ich immer mich und dich dadurch herausriß, daß ich zu dir sagte, wie unser Gott will! Du weißt, wie heiter wir dann wurden. Denn sie war nicht mehr fern, die Stunde meiner Angst; und ich sollte zu ihr vorbereitet werden. — Auch du würdest nicht zu niedergeschlagen gewesen seyn. Auch dir würde mehr Stärke gegeben worden seyn, als du zu hoffen dir getraut hättest. Und dankbar (dankbar, denn mit welcher Dankbarkeit nahmst du nicht immer Alles aus der Hand unsers Gottes!), dankbar, würdest du gewesen seyn und den Gram deines Herzens gehemmt haben. — Ach, Meta, du liebst mich also auch jetzt? Du liebst mich so, daß sich dein Herz sogar im Himmel nach mir sehnt? Wie süß, wie unaussprechlich süß ist dieser Gedanke! Ja, du bist auf ewig mein, meine für mich geschaffne, meine nun ganz himmlische Geliebte! Ach wenn sie nun kommen wird die Stunde des Wiedersehns, die Stunde voll Freuden ohne Namen, wenn sie nun kommen

wird! Nein, ich kann es nicht aushalten, mich den Vorstellungen von ihr zu überlassen! — Wenn ich jemals eingesehen habe, wie begränzt wir auch in Absicht unsrer liebsten Untersuchungen sind, ich meine die Untersuchungen Desjenigen, was eigentlich Glückseligkeit ist, wenn ich Dieß jemals lebhaft eingesehen habe, so ist es damals gewesen, da ich mir, bald nach deinem Tode, bisweilen wünschte, daß du dich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben möchtest. Welcher Wunsch ist natürlicher? und welche wahrere Glückseligkeit hätte ich mir auf dieser Welt wünschen können? Welchen Wunsch kann man aber auch mit weniger Hoffnung thun? Und warum wird er nicht erfüllt? Weil eine solche Entdeckung der allgemeinen Glückseligkeit des Ganzen nicht gemäß ist. Du siehst jetzt das ganze große Gewebe dieser allgemeinen Glückseligkeit. Würde ihr aber auch Das zuwider seyn, daß du dich mir in meiner letzten Stunde zu erkennen gäbst? Ach, wenn du darfst, so thust du es gewiß! so schwebst du nicht nur unsichtbar um mich! so — wie viel Himmel ist in diesem Gedanken! so — erscheinst du — meinem brechenden Auge! Aber wünsche ich nicht zu viel? Ja, viel zu viel, wenn ich von Belohnung spräche; aber ich spreche von Gnade, die mir Gott durch dich gäbe.

Die Vorstellung von dir, da du dem Tode nahe warst, wird in mir jetzt oft viel trauriger, als sie in den Augenblicken war, da ich dich sah, in diesen Augenblicken meiner großen Stärkung. Es ist mir alles Das nöthig, was die Erinnerung der Auferstehung und der Gedanke an den allmächtigen

Erwecker Süßes und Entzückendes haben, um mich von diesem Bilde loszuarbeiten. Wer die Wonne der Auferstehung noch nicht kennt, wer ihre Labsale noch nicht geschmeckt hat, der sehe nur einen Freund oder gar eine Geliebte sterben; er wird sie kennen lernen! Ob ich mich gleich durch sie herausreißen kann, so ist es mir dennoch jetzt lieb, daß ich dich nicht todt gesehen habe, wie schwer mir es auch einige Mal wurde, mich zurück zu halten. — Du, die keinen Tag Abwesenheit von mir ertragen konnte (ach! ich weiß es noch wohl, wie wenig du Das konntest!), du sahst ruhig mich von dir gehn und fordertest mich nicht einmal zurück, ob ich dir gleich versprochen hatte, noch mit dir zu beten. Was war Das in dir? Du warst ganz von dieser Welt los. Es war der Anfang des ewigen Lebens. Ob ich gleich weiß, daß du niemals aufgehört hast, mich zu lieben; so würde dieser Gedanke doch traurig für mich seyn, wenn es nicht der große Angebetete wäre, um deßwillen du dich, auch sogar von mir, losrissest. Aber da du zum Genusse deiner Vollendung gekommen warst; da (dieß hoffe ich zu Gott, der dich mir gegeben hatte), da dachtest du wieder an mich, da wünschtest du, mit einem ruhigen Wunsche des Himmels, daß ich bald zu dir kommen möchte. Der Wille des Herrn geschehe wie im Himmel, also auch auf der Erde!

Ich denke oft an deine jetzige Glückseligkeit, aber wie unvollkommen. So, wie wir, noch vor so kurzer Zeit, mit einander über die Glückseligkeit jener Welt dachten. Ich denke dich mir manch Mal von vieren mit dir Seligen

umgeben, die unsre Kinder waren. Wenn die Seelen, bald nach der Entstehung der Leiber, mit denselben vereinigt werden, so sind es vier mit dir selige Kinder, die um dich sind, die du kennst und die ich nicht kenne, deren Wonne du siehst, du glückselige Mutter! und von deren Wonne ich kaum einen entfernten Begriff habe. — Aber ich werde ja dahin kommen, wo ihr seyd; euer und mein Gott wird sich ja auch meiner erbarmen!

Wie oft denke ich mir dich, wie du jene Welten durchschwebst, davon einige wenige unsre Nächte erheitern, und wie du immer neue von jenen zahllosen Schaaren ihrer Bewohner kennen lernst. Wie weit wird dann meine Seele und wie los von der Erde! Du weißt, welch ein Gedanke der Entzückung mir die Vorstellung von diesen Heeren von Glückseligen oft war. Wie viel entzückender ist sie mir jetzt, da du unter ihnen bist. Hier kann ich dir noch einigermaßen folgen. Aber wenn ich dir dahin folgen will, wo du Den schaust, der uns versöhnt hat und Den du schon auf der Erde so sehr liebtest, so verliere ich mich und so hören meine Vorstellungen beinahe ganz auf.

Es sahe der Seher der Offenbarung auf Sion
Hoch im Himmel ein Lamm, mit schimmernden Wunden bedeckt, stehn,
Und mit schönem Blute des Heils! Da standen um Sion
Hundert und vierzig tausend Erlöste, die hatten den Namen
Heil an ihrer Stirne, den Namen des Vaters geschrieben.

Und wie Meere, wie Stimmen der Donner, erklangen die Harfen,
In der Hand der hundert und vierzig tausend Erlösten!
Denn dem Sohne, sie sangen dem Sohne! denn ewiges Leben
Stieg von den schimmernden Wunden des Lamms in die Seelen
herunter.

Ich nehme nicht wieder Abschied von dir. Wir sind Beide in der Hand des Allgegenwärtigen.

Der Tod Abels.

Ein Trauerspiel.

Erste Handlung.

Personen.

Adam.	Abel.
Eva.	Zilla.
Kain.	

Erster Auftritt.

Abel. Zilla.

Abel. Es ist der Tag der Schöpfung, meine Zilla, der Tag, an dem Gott den Menschen schuf, Adam, unsern besten Vater. O, laß uns ihm danken! So wie unsre Seele ihm dankt, so laß die ganze Feier des Aeußerlichen ihm danken. Adam hat die Opfer angeordnet. Kain und ich sollen zusammen opfern. Eva will mit euch und den Unmündigen beten; und Adam will allein opfern. Es werden sich Thränen unter seine Opfer mischen. Denn er wird das Paradies nicht aus seinen Gedanken entfernen können. Aber unter unsre Opfer sollen keine Thränen sich mischen (nur die, daß wir mit Adam fortfahren, gegen den Allmächtigen zu sündigen);

warum wollten wir weinen? Wir haben die Glückseligkeit des Paradieses nicht gekannt; aber wir fühlen dennoch die Glückseligkeit des Menschen. Der gefallene, der sterbliche Mensch, wie glückselig ist er dennoch.

Zilla. O Abel, wie glückselig! Welche Glückseligkeit ist in der Schöpfung. Wie froh geht uns die Sonne auf, wie froh geht sie unter. Wie lacht uns das Gras auf dem Felde! Wie erfreut uns die unschuldige Heerde! Niemals, Abel, wird deinen Schafen ein Lamm geboren, daß ich die Freude seiner Mutter nicht theile. Wie fröhlich hüpft es in seiner jungen Schönheit; wie mütterlich sorgt die Mutter dafür. O Weisheit des Herrn! und o Güte! wie nahe geht Alles den Menschen an! Und selbst sein Nutzen ist seine Freude. Es ist uns zur Strafe aufgelegt: im Schweiße unsers Angesichts unser Brod zu essen. Aber wie leicht wird uns selbst unsre Arbeit, und wie viel Erquickung ist nicht in ihr! Mühe und Schlaf sind Wohlthaten. O Alles, Alles ist es! Und zu allen diesen großen Freuden noch die, daß Abel mich liebt, daß ich mein Leben mit Abel lebe und mit Abel mich freue. So war Adam im Paradiese, wie mein Abel ist.

Abel. Ja, meine Zilla, es ist viel Glückseligkeit in der Schöpfung! Und die nie aussprechende und nie zu erschöpfende ist die Glückseligkeit der Liebenden. Aber dieses Alles wäre keine Freude, wenn der Ewigerbarmende uns nicht eine größere Glückseligkeit jenseits des Grabes aufbewahrte. Wir müssen jetzt sterben, wir können ihn nicht vermeiden, den fürchterlichen Tod; aber selbst er wird leicht, da wir wissen, zu welchem Leben er uns führt. Höheres, glückseligeres Leben, wer sollte dich nicht wünschen! So liebt er uns, der Schöpfer. Diese Welt, diese glückselige Welt ist für unsre Seele nicht

genug, Das fühlt unsre Seele selbst; aber wir könnten zu nichts Höherm kommen, unsre Sünde und der Tod machten hier unser Ende, wenn sich der über Alles Gnädige unser nicht erbarmte. Ach Zilla, er will uns einen Heiland, einen Erlöser geben! Er soll ein Weibessame seyn. O, wenn du den Mann des Herrn trügst! wenn du ihn mir und dem menschlichen Geschlechte bald gebärst! O, schaure vor Freude und vor Ehrfurcht, den Gedanken zu denken!

Zweiter Auftritt.

Kain. Abel. Zilla.

Kain. Hat Adam dir das Opfer befohlen, Abel? wir sollen zusammen opfern.

Abel. Ja, Kain, er hat's befohlen. Wir wollen zusammen opfern und uns zusammen freuen, wir Erstgebornen! O, wie wallt meine Seele dieser Feierlichkeit unsers Danks entgegen!

Kain. Freue dich nur, du Glückseliger! du Liebling Adams und Gottes! Es wird dir leicht, dein Opfer zu bereiten, leicht, die Heerden zu schlachten, die sich selbst gebären. Die Erde gibt nichts, wenn ich sie nicht umarbeite. Ich muß im Schweiße meines Angesichts mein Brod essen; du nur hast Freude!

Abel. O Kain, willst du auch an diesem Tage deine alte Schwermuth nicht fahren lassen? Wie oft habe ich sie dir schon beantwortet. Alle unsre Arbeit ist nicht schwer. Es ist viel Belohnung und viel Freude in ihr. Aber welch eine Ruhe ists nicht, sich vor dem Herrn demüthigen, und welche Freude, ihn anbeten!

Kain. Kain hat keine Ruhe und Kain kann sich nicht freuen!

Abel. Betrübe wenigstens Adam nicht an diesem feierlichen Tage!

Kain. Warum hat er gesündigt? Warum ist er gefallen! Wäre er im Paradies geblieben, so wäre Kain glücklich.

Abel. O Kain, verdamm' unsern Vater nicht! Vielleicht wären wir an seiner Statt noch tiefer gefallen, und vielleicht würde Kain selbst im Paradiese sich nicht freuen!

Kain. Es ist wahr, die ganze Schöpfung ist finster für mich!

Abel. So laß die Bruderliebe wenigstens Freude für dich haben. Welche Freude ist nicht in der Freundschaft! Wie lieben sich nicht Adams Kinder alle; aber keins liebt dich mehr, o Kain, als dein Bruder Abel.

Kain. Geh, du Glücklicher! ich erwarte dich beim Altare!

Dritter Auftritt.

Abel. Zilla.

Zilla. Wie sehr hat Kain mich niedergeschlagen, Abel! Wie unglücklich ist er, er, der sich nicht freuen kann! Und, ach darf ich ihn sagen, den Gedanken, der schon lange meine Seele quält? Wie böse muß sein Herz seyn, wenn Gottes Schöpfung ihm finster ist, und die Bruderliebe ihn nicht rührt!

Abel. Ich will hingehn und ihn aufzuheitern suchen, meine Zilla.

Zilla. Wie wird Abel ihn aufheitern können, wenn er Abel nicht liebt? O, das böse Herz, das Abel nicht liebt.

Abel. Er wird mich endlich lieben, wenn er sieht, wie ich ihn liebe.

Zilla. O, unserm großen Herrscher sey Dank, daß Abel nicht wie Kain ist! Ich kann Niemand hassen, o, Abel; aber . . . es wird mir doch schwer, Kain wie unsre Schwestern zu lieben!

Abel. Wir wollen für ihn beten, Zilla.

Zilla. O, Das will ich aus ganzer Seele thun!

Abel. Komm und hilf mir das Opfer wählen. Wie froh will ich's dem Herrn darbringen. Und er wird meinen Dank mit Gnaden annehmen.

Zweite Handlung.

Erster Auftritt.

Eva. Zilla.

Eva. Hast du deine Schwestern versammelt, Zilla? haben sie die Unmündigen gebracht? habt ihr die Laube mit Zweigen geschmückt und die Sitze mit Blumen bestreut?

Zilla. Es ist Alles bereitet, meine Mutter.

Eva. Ich glückselige Mutter so vieler Unsterblichen! so vieler Tugendhaften! so vieler einst seligen Kinder! Meine Kinder, wie liebe ich euch, meine Kinder!

Zilla. O du geliebte Mutter!

Eva. Adam wird bald kommen. Er will allein opfern. Wir wollen mit den Unmündigen in der Laube anbeten, Zilla.

Zilla. O, wie sehne ich mich nach dem Augenblicke! Wie sehr fühle ich meine Glückseligkeit! Wie sehr fühle ich sie heute! Wie wallt meine Seele dem Danke entgegen! Wie gern danke ich dem Herrn! Nie wird meine Seele des Dankens satt. Die Empfindung meiner Glückseligkeit entzückt mich allemal so, als wenn ich sie das erste Mal genösse! Und der Gedanke vom großen Angebeteten! . . . o, stimmt erst

mit mir ein, ihr Erschaffnen alle! Ihr Unmündigen und ihr Säuglinge, stimmt erst mit mir ein, dann wollen wir ihn loben!

Eva. O, Zilla, du Freude meines Lebens! du Trost! . . . Ich, ich habe die Sünde auch auf dich gebracht! . . .

Zweiter Auftritt.

Adam. Eva. Zilla.

Adam. Hast du die Töchter versammelt, Zilla? Eva will mit euch anbeten. Ihr seyd's schon gewohnt, ihrer Stimme nachzusingen, wenn sie den Allschaffenden anbetet. Aber so feierlich habt ihr's noch nicht gethan, wie ihr es heute thun werdet. Aus so Vieler Munde ist das Lob des Herrn auf der Erde noch nicht erschollen. O, wie werden meiner Kinder so viel! Geh', Zilla und ruf' die Töchter alle! Bring die Knaben, die noch nicht opfern können, und die Unmündigen, die noch stammeln! Laß die Mütter ihre Säuglinge hertragen, damit Alles den Herrn lobe.

Dritter Auftritt.

Adam. Eva.

Adam. O, wenn unser Herz den Dank, der ihm gebührt, nur ganz fassen könnte! Ach, wir konnten's! . . Ermanne dich, Eva, den Gedanken zu denken; ermanne dich, die Glückseligkeit des Paradieses zu denken, daß wir fühlen, wovon wir gefallen

sind! . . und wie er sich unser erbarmt! Ach, da hat er mehr an uns, wie in der Schöpfung, gethan! Wir wären verloren, unselig und unsterblich, ewig elend, wenn er sich unser nicht erbarmte, wenn er nicht den Tod zur Lindrung unsrer Qual und seinen Sohn zum Aufgang unser Glückseligkeit gegeben hätte. Ach, er wird unsern schwachen Dank annehmen! Wir können für unsre Rettung nicht so danken, wie wir für unsre Schöpfung danken konnten. Denn wir sind gefallen. Wir danken jetzt, wie Sünder danken können. Damals dankten wir, wie die Morgensterne, unschuldig, rein und unbefleckt . . . Eva, wie ich dich das erste Mal sah, meine Eva! . . . ach, ich war ganz Erstaunen, ganz Entzückung! . . . wie ich es nun fühlte, mit der ganzen Ueberzeugung meines Herzens und der ganzen Bestimmung meines Lebens fühlte, daß du für mich geschaffen warst, da faßte ich dich in meine Arme, ach, da konnte ich danken! Du weißt es, Mitgeschaffene, du danktest mit mir, da konnten wir die ganze Fülle unsrer Seele in Dank ergießen, da konnten wir anbeten, da konnten wir den Herrn loben, da waren wir selig! . . .

Eva. Und jetzt sind wir gefallen . . . Ich bin gefallen! . . Adam ist mit mir gefallen! . . Wir sind Sünder! Wir können nicht mehr anbeten, nicht mehr danken! . .

Adam. Ueberlaß dich deiner Traurigkeit nicht zu sehr, meine Eva! Er hat uns vergeben. Zwar wird unser Fall über unser ganzes Leben eine Dunkelheit verbreiten; (ach, unser Leben wird einmal ein Ende haben, wir werden sterben) . . aber es soll uns nie ganz niederschlagen! Denn er hat uns vergeben! Der Richter hat uns nicht verworfen! Der Schöpfer hat vergeben! Der Erbarmer will uns selbst versöhnen!

Eva. Ach, ich habe die Sünde auf alle meine Kinder gebracht! Alle Unmündige, die man heute zu mir führt, sind Sünder!

Adam. Aber auch Allen hat Gott vergeben!

Eva. Ach, ich habe den Tod auf alle meine Kinder, ich habe den Tod auf Adam gebracht! Tod! Furchtbarer! wer bist du? wir wissen noch nicht, wer du bist, aber wir fühlen deine Schrecken in allen unsern Gebeinen! . . Ach, wird Eva vor Adam sterben? oder Adam vor Eva? oder wird Adam seine Söhne begraben müssen? Wird Eva Zilla sterben sehn? . .

Adam. Meine, meine Eva! überlaß es Alles Dem, der Tod und Leben gemacht hat.

Vierter Auftritt.

Adam. Eva. Zilla. Die übrigen Kinder Adams.

Adam. Da sind unsre Kinder, Eva! Segne deine Kinder mit mir. Und, o du, der allein segnen kann, segne sie und erbarme dich ihrer!

Eva. Meine Kinder, habt ihr euch zu diesem großen Tage bereitet? Kommt und dankt dem Herrn mit mir; betet an und werdet erhört!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Abel.

Abel (mit einem geschmückten Opferlamme). Adam wolle das Opfer sehen, das ich dem Herrn darbringen will. Siehe,

Adam, es ist von den Erstlingen meiner Heerde, es ist ohne Fehl, und mein Herz demüthigt sich vor dem Herrn! Es wird dem Herrn angenehm seyn!

Adam. Ja, mein Sohn, der Herr wird dein Opfer annehmen! (Er legt seine Hand auf ihn.) Gott segne dich, mein bester Sohn, und sey dir gnädig! . . . Ach, er ist nicht gefallen! . . . aber er trägt die Schuld seines Vaters! . . Mein bester Sohn Abel! du heiligster und unschuldigster unter den Sündern! Wenn dein Vater nun alt und Lebens satt geworden ist, wenn er alle Schrecken des Todes gefühlt hat (ach, Keiner wird sie so wie Adam fühlen!), wenn er gestorben und nun wieder Erde ist, davon er genommen war; dann lehre du meine und deine Kinder den Herrn fürchten! Lehre sie die Glückseligket der Schöpfung, die Glückseligkeit des Lebens, den Trost der Trübsal, aber noch weit mehr die Seligkeit der Erbarmung kennen! Lehre sie, daß ihr Vater unsterblich und heilig geschaffen war, aber daß er gefallen und ein Sünder geworden ist! Lehre sie, daß sie Alle mit ihm gefallen und Alle Sünder sind und Alle Sünder zeugen. Aber, o, lehre sie auch, wiederhole es ihnen unaufhörlich, daß er Feindschaft zwischen der Sünde und unserm Samen gesetzt hat und daß unser Same der Sünde den Kopf zertreten wird! Freue dich, Eva, freuet euch, meine Töchter, ihr werdet den Mann, den Herrn gebären. O Abel! o Zilla! . . . wenn er aus eurem Samen käme! . .

Eva. O Trost der Gefallnen! . . .

Adam. Aber warum kommt Kain nicht? Geh', Zilla und rufe Kain.

Sechster Auftritt.

Adam. Eva. Abel. Die übrigen Kinder Adams.

Abel. Wir haben auf dem Felde den Altar bereitet! (Er öffnet die Hütte, man sieht in der Ferne Abels Altar mit Blumen behängt und das Opferholz darauf gelegt, Kains Altar mit den Früchten des Feldes darauf. Siehe, mein Vater, gegen Eden haben wir den Altar bereitet. Da war's, wo er dich schuf; da bestimmte er dich und deine Kinder einer ewigen Glückseligkeit!

Siebenter Auftritt.

Kain. Zilla. Die Vorigen.

Adam. Warum bringst du mir dein Opfer nicht, Kain?
Kain. Ich hab's auf den Altar gelegt.
Adam. Warum siehst du so finster, mein Sohn Kain?
Kain. Weil ich mich nicht freuen kann.

Adam. Geh', Kain, und heitre dich auf. Opfre nicht mit einem Herzen voll Unmuth! Wir sollen dem Herrn mit Freuden dienen. Geh' und freu' dich mit deinem Bruder Abel! Dankt dem Herrn, daß ihr geschaffen seyd! Lobt seinen Namen! betet an! preist und rühmt seine Werke und freut euch! ach, freut euch in dem Herrn, der so gnädig ist! (Abel reicht Kain die Hand, er nimmt sie nicht an, und sie gehen Beide ab.)

Achter Auftritt.

Adam. Eva. Zilla. Die übrigen Kinder Adams.

Adam (vor sich). Vergib ihm, o Herr, der du mir vergeben hast! vergib meinem erstgebornen Sohne! Geht, meine Kinder und betet an. Ich will allein opfern. Adams Thränen sollen keine Wehmuth in eure Jubel mischen. Kommt wieder zu mir, wenn ihr gebetet habt: dann sollt ihr das Abendopfer dem Herrn bringen. (Adam geht mit Eva etwas vorwärts.) Heitre dich auf, meine Eva! Laß die Thränen deinen Dank nicht entkräften. Laß deine Kinder hören, daß du gesündiget hast; aber laß sie auch hören, daß deine Sünde versöhnt ist.

Eva. Ja, seine Güte ist überschwenglich groß und seine Erbarmung hat kein Ende . . Aber Kain, mein Sohn Kain! . . Ach, seine Sünde ist auch meine Sünde.

Adam. Gott wird sich seiner erbarmen, meine Eva. Durch das Opfer selbst wird Gott sein Herz stärken, wenn er mit Glauben und Vertrauen opfert. Gott segne euch, meine Kinder!

Neunter Auftritt.

Eva. Zilla. Die Töchter. Die Unmündigen. Einige Mütter mit ihren Säuglingen, um anzubeten.

Dieser Auftritt wird gesungen.*

* Er sollte aus einem Gesange von ungleichen Strophen bestehen.

Dritte Handlung.

Erster Auftritt.

Adam. Eva. Die Mütter mit ihren Kindern.

Adam. Habt ihr gebetet, Kinder? habt ihr dem Herrn sein Lob dargebracht? habt ihr die Seligkeit gefühlt: den Herrn loben? O, wie gar nichts ist unser ganzes Leben gegen eine solche Stunde! Die habe ich gehabt. Ich habe gefühlt, was wir seyn werden, Eva, wenn die Stunde, die wir so sehr fürchten, gekommen seyn wird. Komm nur, komm, o Tod! dann werden wir wieder seyn, was wir waren, ach noch mehr, noch mehr! Dann werden wir nicht mehr fallen.

Eva. Der Versöhnte! Wie ist seine Schöpfung so schön! wie sind seine Wege so weise! *

* An diesem Auftritte fehlt etwas.

Zweiter Auftritt.

Adam. Eva. Kain.

Adam (zu Eva). Noch ist er finster, Eva! . . . Kain, mein Sohn Kain, hast du geopfert? Du antwortest nicht? du bist noch finster? Hat auch das Gebet deine Seele nicht besänftigen, dein Herz nicht erweichen können?

Kain. Frage nicht, Adam!

Adam. Dein Herz ist böse, Kain, ich muß dir's sagen, dein Herz ist nicht gerecht vor dem Herrn, wenn du noch wüthest! Mit allem Frieden des Himmels überströmt das Gebet die Seelen der Frommen. Du hast nicht gebetet, oder der Herr hat dich verworfen; sage, hast du geopfert? Zittre, der Allmächtige hat dein Opfer gesehn! . . Bleib! Hast du geopfert? Wie hat der Allmächtige dein Opfer angenommen?

Eva. Kain, Kain, mein Sohn!

Kain. Er hat's verworfen! . . .

Adam. Ach du Verworfner! (Er reicht Kain die Hand.) Du bist mein Sohn! . . . Gott wird sich deiner erbarmen. Fleh' ihm, daß er dir vergebe! Der deinem Vater verzieh, wird dir verzeihn.

Kain. Er kann nicht, er kann nicht!

Eva. Wo ist dein besserer Bruder Abel? (Kain will fortgehn.)

Adam (und Eva zugleich). Wo ist er? wo ist er?

Kain. So vernehmt's denn . . vernehmt's! . . Ihr habt die Sünde auf uns gebracht! Kennt eure Sünde ganz! Wißt ihre Strafe! Abel ist todt! Ich hab' ihn erschlagen! Dort beim Altare, dort liegt er!

Dritter Auftritt.

Adam. Eva.

Adam (nach langem Schweigen). Eva! . . .

Eva. Adam! . . . Ach, er ist todt!

Adam. Wo wird Kain Gnade finden? . . . Beim Altare liegt Abel? . . .

Eva (die den Vorhang wegziehen will). Ich kann nicht!

Adam (der endlich den Vorhang wegzieht: man sieht Abel auf dem Felde liegen). Er ist todt.

Eva. Ach! (Sie geht zu Abel.) O du, der uns richtet!

Adam. Das ist unsere Sünde, o Eva!

Beide. Richter der Menschen, erbarme dich unser!

Eva. Ist dieß deine blühende Wange, o Abel? Dieß dein freudenvolles Auge? Ach, es ist Alles erblaßt! Alles erstarrt!

Adam. Vater des Schreckens, Das bist du! Eva . . . Dieß ist der Tod!

Eva. Erster Todter! mein Sohn! . . . Ach, so müssen sie Alle sterben! . . . Ihr, meine Kinder! . . Unzählbare Nachkommen! Alle! . . . und, o Adam, auch du!

Adam. Ach, Kain hat ihn erschlagen! Kain, der Erstgeborne, hat seinen Bruder erschlagen! Sieh, o Eva, hier rinnt noch sein Blut!

Eva. Ach, Blut, Blut meines Sohns!

Adam. Komm, Eva, wir wollen diesen Ort des Schreckens verlassen! Laß uns unsern Gott anbeten! Alles, was er thut, ist recht! (Sie gehen seitwärts.)

Adam. Hörst du den Donner, Eva? Der Herr ist nahe! der Schauer seiner Allgegenwart faßt mich! Ach, er will mit uns reden, der Gnadenvolle!

Eva. Ach, wo ist Kain? wo ist er, daß der Herr sich seiner erbarme!

Adam. Vielleicht hat er sich zum Herrn gewendet. Vielleicht erbarmt der Herr sich seiner. Ach, vielleicht redet der Herr diese Stunde mit Kain!

Eva. O laß uns für ihn beten, Adam! (Sie fallen nieder.)

Adam. Vater der Menschen! ihr Gott! ihr Erbarmer! der du uns schufst (wir fielen, doch du verwarfst uns nicht)! der du den ersten Sündern vergabst, vergib ihren Kindern! Vergib unserm erstgebornen Sohne!

Eva. Vergib, vergib ihm! und Der, die die Sünde auf ihn brachte, vergib Eva, Erbarmer!

Adam. Um Deß willen, der unsre Sünde tilgen wird, vergib ihm, Erbarmer!

Eva. Ihn, der mein Same wird werden, laß ihn dich versöhnen, Erbarmer! (Der Donner hört auf.)

Adam. Er wird sich seiner erbarmen.

Eva (die nach Abel zugeht). Ach, Abel!

Vierter Auftritt.

Adam. Eva. Kain.

Kain. Wo soll ich hinfliehn? . . . Ach Adam! Ach Eva!

Adam. Mein Sohn Kain!

Kain. Ach! mein Vater! mein Vater!

Adam. Weinst du, Kain?

Kain. Ach, wenn ich weinen könnte . . . Wo ist meine Mutter? (Eva nähert sich.) Ach, ich habe meinen Bruder ermordet?

Eva. Mein Sohn! mein Sohn!

Adam. Flehe Gott an, mein Sohn! er ist dir nahe.

Kain. Ach, er war's! er war's! Hast du den Donner gehört, mein Vater?

Adam. Ich hörte den Donner und habe für dich gebetet.

Kain. Ach, du konntest beten! ich kann's nicht! Aber deine Augen haben den Schrecklichen nicht gesehn.

Eva. Ist Gott dir erschienen, mein Sohn?

Kain. Er ist's! . . Er hat das Blut meines Bruders gefordert.

Eva. Ach! . . .

Kain. Ich Elender! ich Unglückseliger! ich Ewigverlorner!

Adam. Verzweifle nicht, Kain! Gott erbarmt sich Aller.

Kain. Meine Sünde ist größer, als seine Erbarmung! Meine Sünde kann nicht vergeben werden! . . . O Stimme, furchtbare Stimme! Das Blut deines Bruders schreiet zu mir von der Erde! . . . Wo soll ich hinfliehn? Mich wird todtschlagen, wer mich findet! . . Abel, mein Bruder, dein Opfer nahm der Herr an. Du warst fromm und ich ein Sünder, so sehr ein Sünder, daß ich deine Tugend beneidete, daß ich . . dich erschlug! O wendet euch von mir! Tödtet mich nicht!

Adam. Kain!

Eva. Mein Sohn!

Kain. Ach, Eva, dein bester Sohn .. Abel! (Indem er sich umwendet, sieht er den Altar). Furchtbarer Altar! (Er will entfliehn und sieht Abel.) Ach! da ist er . . todt! erschlagen. Abel, Abel!.. Mein Bruder! Blut, Blut von meinen Händen, du schreist!... Richter! Rächer!... Keine Erbarmung! Unstätig und flüchtig mein Leben lang... Tödtet mich nicht! Erschein, Zeichen des Herrn, daß mich nicht erschlage wer mich findet. Wendet euer Angesicht, daß ich entfliehe und mich verberge.

Fünfter Auftritt.

Adam. Eva. Zilla.

Zilla. Ich habe die Töchter zu ihren Hütten gebracht... Meine Mutter, du weinst?

Eva (die sie in ihre Arme nimmt). O du unglückselige Tochter!

Zilla. Wo ist Abel? (Adam zeigt mit der Hand.)

Zilla (indem sie Abel sieht). Ach!...

Eva. Er ist todt!

Zilla (indem sie bei Abel niedersinkt). O du Richter der Welt! .. Abel! ..

Zwei geistliche Gesänge.

Das vergangne Jahr.

Der letzte Tag des Jahrs
Er ist gekommen!
Jahr, wie bist du entflohn?
So eilen Stunden!
So eilt der stürzende Strom!

Und so eilt dein Leben!
Stunden werden einst scheinen
Die Jahre, die du gelebt hast.

O letzter Tag des Jahrs!
Du Bild des letzten des Lebens!
Lehr', o lehre mich,
Daß nicht mein Leben einst sey
Geflohn und verschwunden,
Wie das verschwundne Jahr!

Du, der die Tage mir zählt,
Der das Leben mir abwägt,
Du nur weißt es:

Ob ein Jahrhundert,
Oder ob Stunden auf deiner Wage mir schweben?

Gib mir Stunden!
Hab' ich sie dir gelebt,
Sind sie mir ein Jahrhundert!
Und früher, früher fängt
Das beſſ're Leben
Meiner Seligkeit an!

Die Liebe Gottes.

Gott ist die Liebe!
Freu' dich deines Daseyns, o Seele!
Der dich schuf, ist die Liebe!

Du darfst beten!
Darfst zum großen Schöpfer, Selige, beten!

Wie das Stammeln seiner Gebornen
Ein Vater hört,
Hört er dein Stammeln!
Sieht mit Gnade, Lieb' und Erbarmung
Auf die Seele,
Die zu ihm betet, herunter.

O du, zu dem ich flehen darf,
Höre mein Flehn!
Laß, wie meine Seele nur kann,
Sie vom Leibe sich reißen,

Sie die Welt nicht mehr fühlen
Und nur dich, nur dich,
Du Unerschaffner, empfinden!

Die Liebe warst du,
Eh' du die Welten erschufst,
Eh' du höhere Geister,
Als sie der Mensch zu denken vermag,
Eh' du sie schufst.

Die Liebe warst du,
Da du unserer Welt:
Werde! gebotest.

Gott ist die Liebe!
Er ist's! sagt jedes Gestirn,
Jede Sonne der andern.

Er ist's, sagt der Wurm, der kriecht,
Den unser Fuß zertritt,
Ohne daß das Aug' ihn sieht.

Harmonisch singen im Walde die Vögel:
Gott ist die Liebe!
Ihnen hallet der Wald nach:
Gott, Gott, Gott ist die Liebe!
Die Berge bringen's zurück:
Gott, Gott, Gott ist die Liebe!

Alles, was Odem hat, sagt,
Alles, was wächst und grünt,
Alles, was lebt und sich regt,

Alles, was deine Hand,
Du großer Schöpfer, geschaffen hat,
Sagt: Der uns schuf, ist die Liebe!

Oben am Throne,
An deinem Throne, Jehova!
Singt's mit feiernder Stimme der Seraph,
Und der Mensch
Stammelt's nach;
Er stammelt: Gott ist die Liebe!

Wie sehr ist er's uns,
Wie sehr den Menschen Liebe!

So ist er's nicht den Engeln.
Engeln vergibt er nicht Sünde!

Liebe war's, die dich, Adam,
Nach dem Bilde des Ewigen schuf!
Liebe der Hauch,
Wodurch die unsterbliche Seele
Deinen Leib belebte!
Mehr noch, die dich nicht verwarf,
Da du fielst.

Ach, mit ihm sind wir Alle gefallen,
Sind wir verworfen?
Vom ewigen Richter verworfen?

Wie furchtbar ist Der, der richtet!
Wie furchtbar Gerechtigkeit und Allmacht!
Tod und Verderben wie furchtbar!

O schauernde Seele,
Du vermagst nicht zu danken;
Aber fall' nieder, fall' nieder!
Bete, staun' und stammle Dank!
Fassen kannst du es nicht,
Aber, o fühl' es:
Unser Richter ist unser Erlöser!

Unser Richter ist unser Erlöser?
Jehova will sich erbarmen?
Liebt uns noch?
Will selbst sich versöhnen,
Will selbst das Opfer seyn?
O du ewige Liebe! —

Nein, fassen kann ich's nicht;
Nur in Staunen und Thränen versunken,
Und mit dem stärksten Gefühl
Der unsterblichen Seel' es fühlen!

Ihr oben am Thron, ihr Seraphim,
Fassen könnt auch ihr es nicht,
Aber ihr könnt danken!
Ach, dankt für eure Brüder,
Denn jetzt wissen, jetzt fühlen wir's:
Wir sind eure Brüder!
Werden's in einer Seligkeit seyn,
Wir Erlöste.
Ohne Sünde, wie ihr,
Werden wir ihn schau'n,

Ihn, der uns schuf!
Ihn, der uns erlöste!

Ohne Sünde, wie ihr!
Ach, er hat unsre Sünde getragen,
Hat sie vergeben,
Hat uns mit dem versöhnt,
Der Gericht hielt!

Ach, er ist gestorben!
Jesus Christus, der Gott ist, ward Mensch,
Und starb für die Menschen.

O du Lamm Gottes,
Das die Sünde der Welt trägt,
Erbarme dich unser!

Du bist gestorben?
Für uns Sünder gestorben?
Und wir sind Gerechte?

Komm' nie aus meiner Seele, Gedanke,
Komm' nie aus eines Christen Seele:
Für uns Sünder ist Jesus Christus gestorben!

Anbetung, Ehr und Dank und Preis
Dem Lamme, das erwürgt ward!
Dem Vater, der uns nicht verwarf!
Dem Sohne, der uns erlöste!

Freu' dich deines Daseyns, o Seele!
Der dich schuf, ist die Liebe!
Der dich erlöst, ist die Liebe!

Fragment

eines

Gesprächs.

Ihm, der uns schuf!
Ihm, der uns erlöste!

Ohne Sünde, [illegible]!
Ach, er hat unsre Sünde getragen,
Hat sie vergeben,
Hat uns mit Gott versöhnet,
[illegible]!

Ach, er ist gestorben!
Jesus Christus, der [illegible],
Und starb für die Menschen.

O du Lamm Gottes,
Das die Sünde der Welt trägt,
Erbarme dich unser!

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible], Ehr und Dank und Preis
Dem Erbarmer, dem ewigen Sohn!
Dem Vater, der uns nicht verstieß!
Dem Geiste, der uns erlöste!

[illegible], o Seele!
Der uns schuf, ist die Kraft!
Der uns erlöst, ist die Liebe!

Ich sagte ihr einst, daß es mir vorkäme, daß diejenigen Gespräche am natürlichsten werden könnten, welche von einem Paar oder mehr Freunden geschrieben würden. Wir wollten Dieß vornämlich auch in der Absicht bisweilen thun, um dem Nachbleibenden von uns Beiden und unsern Freunden ein Andenken von dieser Art zu hinterlassen. Diese unvollendete Kleinigkeit war eine Folge von diesem Einfalle. Wie wünschte ich, einige von ihren ernsthaften Unterredungen mit mir so zu wissen, daß ich sie aufschreiben könnte. Denn welch ein Herz hatte sie und was für einen schnellen und zugleich richtigen Verstand.

Sehen Sie die Unsterblichkeit des Nachruhms als eine Chimäre des Stolzes an, oder verdient sie, daß sich der Vernünftige und der Rechtschaffne bemühe, sie zu erlangen?

Ich sehe den Nachruhm als ein Mittel an, uns noch Freunde nach unserm Tode zu erwerben. Wie süß, und wie einem Vernünftigen anständig ist es nicht, auch noch dann Freunde zu haben!

Aber gleichwohl haben Viele von Denen, die unsterblich geworden sind, über die Bemühung, es zu werden, gespottet. Und wie kaltsinnig pflegen überdieß diese Freunde nach dem Tode zu seyn!

Wie oft spotten Viele nicht über Sachen, die sie wünschen, und um welche sie sich bemühen, entweder weil sie nicht hoffen, jenen Wunsch zu erlangen, oder weil sie wohl wissen, wie sehr eine Bemühung getadelt wird, deren Absicht man zu deutlich entdeckt. Ihr Spott ist also nicht aufrichtig. Sie wollen entweder ihre Absicht verbergen, oder ihren Wunsch sich selbst nicht anvertrauen. Wer selbst verdient unsterblich zu werden, wird nicht ein kalter Freund von einem schon Unsterblichen seyn!

Wenige heiße Freunde sind besser als eine große Menge kalte. Aber was das Erste, so Sie mir antworteten, anbetrifft, so kann ich mich nicht überreden, daß sich alle diese

großen Männer hierin verstellt haben sollten. Sie haben die Ehre überhaupt für etwas so Geringes gehalten, daß ihnen sogar ihre höchste Stufe, die Unsterblichkeit, zu erreichen, wenig wünschenswürdig vorgekommen ist.

Wenn sie die Unsterblichkeit wirklich für so gering gehalten haben, so müssen sie gar nicht an ihren Nutzen gedacht haben, gar nicht, wie sehr sie uns mit den Nachkommen verbindet. Ich halte die wahre Ehre überhaupt für etwas unsrer Natur eben so Eignes, als die Eitelkeit dieser einfachen schönen Natur vielleicht entgegen ist.

Ich gebe zu, daß die Begierde nach wahrer Ehre unsrer Natur angemessen sey. Ich gebe ferner zu, daß vortreffliche Thaten und eben solche Schriften, wenn sie von einer ganzen Nachwelt betrachtet und gelesen werden, einen weit ausgebreiteten Nutzen haben. Aber man thue diese Thaten, man schreibe diese Werke, ohne daran zu denken, daß man dadurch unsterblich werden wolle. Die Ehrbegierde ist eine gar zu reizende Verführerin. Sie kann uns unvermuthet dahin bringen, daß wir die Ehre nicht mehr als ein Mittel, nützlich zu seyn, sondern als einen Endzweck ansehn, und dadurch unsre Unternehmungen zwar nicht ihres Nutzens, aber uns selbst unsers moralischen Werths, in Betrachtung der Absicht, berauben, die wir bei unsern Unternehmungen hatten.

Der Nutzen muß freilich der Hauptzweck unsrer Unternehmungen seyn. Wie klein ist die Unsterblichkeit Derjenigen, die sie, ohne zu nützen, erlangt haben. Ich glaube nicht, daß die wahre Ehre uns verführen wird, sie als den Hauptzweck anzusehn. Sie ist immer zu sehr mit unsrer Pflicht und dem Nutzen verbunden. Aber warum sollten wir uns nicht freuen, wenn wir nützen, zugleich diese reine unschuldige Ehre zu erlangen?

Ich würde zu strenge seyn, wenn ich alle Freude über eine gehoffte Unsterblichkeit verbieten wollte. Aber sich ihr nur selten und mit großer Mäßigung zu überlassen, ist kein zu strenger Rath. Man kann sich hier gar zu leicht hinreißen lassen, das Mittel in den Zweck zu verwandeln.

Was ich bisher Ehre genannt habe, ist hauptsächlich der Wunsch, von unsern Nachkommen geschätzt und geliebt zu werden, so wie wir es von Denen, die mit uns leben, wünschen, oder wie ich erst sagte: Freunde zu sammeln. Dieser Wunsch wird uns nicht leicht zu etwas Anderm hinreißen, als vielleicht den Nutzen, den wir für diese Freunde stiften können, uns oft und von vielen Seiten vorzustellen. Wie Viele ermuntert Young nicht aus einem Schlafe des Leichtsinns oder der Gleichgültigkeit. Und Die, die nicht mehr leichtsinnig oder gleichgültig sind, wie belebt er nicht ihre Empfindungen! wie erhebt er sie zu seinen eignen! wie lehrt er Gott anbeten! wie lehrt er sie Christen bleiben! Und die Vorempfindung von allem Diesem, die sollte nicht erlaubt, nicht hohe himmlische Freude seyn dürfen?

Ein Brief
über
die Moden.

Zuerst gedruckt in dem Nordischen Aufseher, 1. Band, 45. Stück.

Mein Herr Aufseher!

Endlich habe ich, nach vielem Bitten, durch einen meiner Kopenhagener Freunde ein Exemplar vom Nordischen Aufseher erhalten. Wie geht es doch zu, daß man ihn außer Kopenhagen nicht hat? Sind Sie zu bescheiden oder zu stolz? Glauben Sie, daß der Geschmack sich jetzt ganz nach Norden zieht, und daß Ihre Nachbarn ihn gar drüber verlieren? Oder ist Ihr Verleger schuld? Macht ers etwa wie viele Fabrikanten, die aus bloßer Bequemlichkeit ihre Waaren so theuer verarbeiten, daß sie nicht aus dem Lande geschickt werden können? Die Ursache mag seyn, welche es will, so rathe ich Ihnen, daß Sie diesen Fehler verbessern. Wird Ihr Vergnügen nicht größer, je mehr Sie nützen? Wollen Sie weniger ausgebreitet als Ihr Vater seyn?

Doch ich habe Sie jetzt gelesen. Mit vielem Vergnügen, Das versteht sich. Aber auch mit vieler Verwundrung, daß Sie bisher fast nichts vom Frauenzimmer gesagt haben. Sie können unmöglich zu den Männern gehören, die diese liebenswürdige Hälfte des menschlichen Geschlechts nur allein in die Schönheit eingränzen. Sie sind gewiß nicht verheirathet, und haben auch wenig Umgang mit schätzbaren Frauenzimmern, sonst könnten Sie so nicht schweigen. Oder sind Ihre Däninnen nicht eben so liebenswürdig, oder weniger fehlerhaft, als unsre Deutschen sind? Denn Fehler, Fehler haben sie bei ihren Vorzügen! und diese wollte ich eben, daß

Sie bessern sollten. Vielleicht kann ich Ihnen mit einigen Anmerkungen dienen; denn meine Liebe zu diesem schönen Geschlecht macht, daß ich sehr viel Umgang mit ihm habe. Auf daß Sie mich aber nicht etwa für einen jungen, übertriebnen Bewunderer der Schönen halten, so muß ich Ihnen sagen, daß ich beinahe ein Greis bin, und durch eine vortreffliche Frau, die mir seit einigen Jahren gestorben, in den Umgang der Frauenzimmer aufgenommen bin. Diese meine selige Clarissa hat mich mit dem ganzen Werthe ihres Geschlechts bekannt gemacht. Ihre gebildete Seele hat mir gezeigt, daß unter der Seele eines Frauenzimmers und der Seele einer Mannsperson schlechterdings kein Unterschied ist. Viele von uns räumen den Empfindungen der Frauenzimmer mehr Feinheit ein, als den unsern. Vielleicht ist dieser Unterschied nicht wirklich. Vielleicht gewöhnen wir uns nur selbst zu einer gewissen Härte, so wie die Frauenzimmer sich nur zu einer gewissen Leichtsinnigkeit gewöhnen. Wenigstens kann die Feinheit der Empfindung und die Stärke des Geistes sehr gut zusammen stehn, Das habe ich Alles an meiner vortrefflichen Clarissa gesehn. Sie werden sagen: es ist sehr selten, eine Clarissa zu finden. Sie haben Recht. Aber es ist eben so selten, eine Mannsperson, wie meine Clarissa, zu finden! Und, wie die Männer noch immer sehr schätzbar sind, an denen man nur einzelne Züge von ihr findet, so sind es die Frauenzimmer mit diesen einzelnen Zügen gleichfalls. — Ach, mein Herr Aufseher, ich schäme mich's zu sagen, daß wir fast an allen Fehlern der Frauenzimmer selbst schuld sind! Wir haben einmal das Regiment in der Republik. (Vielleicht hat die Einrichtung unsrer Körper eben so viel Theil hieran, als die Einrichtung unsrer Seele, denn dieser Unterschied ist wesentlicher.) Warum

richten wir die Erziehung der Töchter nicht besser ein? Die meisten Väter überlassen eben so leichtsinnig (Leichtsinn wollen wir uns doch nicht gerne vorwerfen lassen) die Erziehung der Töchter ihren Müttern oder wohl gar den noch schlechtern Französinnen, als sie sonst die Mütter gewählt haben. Die Mutter handelt nach Hümeur (denn Hümeur ist fast der ganze Charakter der Frauenzimmer), die Tochter lernt gleichfalls darnach handeln, welches sie nicht thun würde, wenn der Vater es für wichtig genug hielte, seine Tochter selbst zu bilden, und seinen künftigen Schwiegersohn und alle seine Nachkommen dadurch glücklich zu machen. Ich will davon schweigen, daß wir selbst die Frauenzimmer, mit allen ihren Fehlern, so sehr bewundern, daß sie entweder glauben, es sind keine Fehler, oder sie dürfen sie nur dreist behalten, weil sie uns dennoch so sehr gefallen.

Wenn die Frauenzimmer lernten, einen bestimmten Charakter haben, wie glückselig wären dann sie und wir! (Es ist traurig, daß fast nur die Spielerinnen ihn haben; möchten die weniger bestimmt seyn!) Aber sie beschäftigen sich nur gar zu sehr mit Dem, was sie scheinen wollen, ohne darauf zu denken, was sie sind!

Ich kann mit Recht dem Frauenzimmer keine Liebe zur Gemächlichkeit Schuld geben, wie Einige thun. Ihre Moden selbst beweisen das Gegentheil. Und was ist den Meisten wichtiger, als die Moden? Wenn sie wirklich Etwas lieben, so sind es die Moden, und zur Mode machen sie Alles. Aber ich bin manchmal sehr zweifelhaft, ob sie Etwas lieben.

Cidalise opfert ihren Mann, ihre Kinder, ihre Bequemlichkeit, Alles ihrem Schoßhunde auf. Ich habe keine zärtlichere Miene gesehn, als die, womit sie Bellinen ansieht.

Unterdeß getraue ich mir nicht zu behaupten, daß Cidalise Bellinen liebt. Sie liebt nur die Mode der Schoßhunde. Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben erträglich dadurch werden! Alle Moden sind möglich. Unsre Damen lachen über die Pantins ihrer verstorbnen Tanten; unsre Töchter sehn den Potpourri ihrer Mütter schon mit Verachtung an. Die Schoßhunde scheinen sich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen; doch ist es möglich, daß sie einmal von den Männern vertrieben werden. So wie die Locken den Pudel, der Chignon die Locken, und die Flechten den Chignon vertrieben haben. Das Frauenzimmer ist sehr zur Nachahmung geneigt. Hätte meine Clarissa nur länger gelebt! Sie wurde sehr nachgeahmt und hatte mich sehr lieb. — —

Ich sagte erst: das Frauenzimmer macht Alles zur Mode. Sie machen leider die Tugenden auch dazu! Und wenn eine Sache erst eine Mode ist, wie sehr wird sie dann nicht übertrieben! In der Stadt, wo ich lebe, ist jetzt das Mitleiden die Hauptmode-Empfindung. Wie schön, wie sehr dem Herzen eines Frauenzimmers angemessen, ist das Mitleiden! Aber wenn es eine Mode wird! — — Wenn es sich nur allein auf die Insekten einschränkt! — — In unsrer Stadt wird keine Spinne, keine Mücke mehr getödtet, obgleich der Haß zu den Spinnen sich wie die Liebe zu den Schoßhunden behauptet. Ich wäre neulich bald für einen Atheisten gehalten und aus allem meinem Umgange verstoßen worden, wie ich, ohne es zu sehn, eine Schnecke zertrat. Ich glaubte gestern, mich sehr gefällig zu erzeigen, wie ich an Araminthens Wand eine ungeheure Spinne tödten wollte. „Um des Himmels willen, was machen Sie!" schrie sie, „tödten Sie mir die arme Spinne nicht! sie sitzt schon acht Tage da." Ich machte große Augen.

„Seit wann haben Sie denn den Abscheu der Spinnen verloren?“ ... „Nichts weniger als Das! ich fürchte mich noch eben so sehr, und wenn sie anfängt zu kriechen, so lauf ich zum Zimmer hinaus“... „Soll ich sie denn nicht tödten?“... „Ein Geschöpf tödten! Viel lieber wollte ich ein andres Zimmer bewohnen.“ Ich wünschte erst den Männern etwas von der Liebe zu den Schoßhunden; jetzt möchte ich dem armen Gesinde etwas von dem Mitleiden mit den Insekten wünschen. Denn diese Tugend ist noch nicht Mode geworden. Dieses Mitleiden wohnt in den zarten Herzen der Schönen noch nicht! Ich sahe neulich dieselbe Dame ihrem Kammermädchen, wegen eines leichten Versehns, eine Maulschelle geben, die eine Stunde vorher die Mücke nicht hatte tödten wollen, die ihre schöne Hand zerstach.

Man kann sich jetzt nicht mehr beklagen, daß unser Frauenzimmer sich nur um Handarbeit und Wirthschaft bekümmert. Diese Mode fängt an zu veralten. Ganz neulich sagte noch eine junge Dame zu mir: es wäre nicht verantwortlich, daß ein vernünftiges Geschöpf sich um die Wirthschaft bekümmern sollte. Das Leben würde ihr unerträglich dadurch. Sie würde es künftig auch nicht mehr thun. Hingegen legt man sich auf Sentiments und Wissenschaften. Meine Clarissa hatte einige Sprachen gelernt, weil sie das Vergnügen und den Nutzen davon fühlte: jetzt lernt die ganze Stadt englisch, ohne daß ein Buch in dieser nützlichen Sprache gelesen wird, es möchte denn seyn, daß ein Frauenzimmer, zur Zeit wenn die Passage am stärksten ist, sich mit einem englischen Buche in die Gartenthür setzte.

Wenn man die Bedeckung unserer jetzigen Frauenzimmer mit der Entblößung vor zehn Jahren vergleicht; so sollte man denken, die Keuschheit wäre auch eine Modetugend

geworden. Doch, ich muß es gestehn, sie legen aus denselben Ursachen einen Fichü um ihre Brust, als sie eine hohe Feder an ihre Stirne stecken: Beides ist Mode. Celine hat es sogar gelernt, sich zu bedecken, die zärtliche Celine! die nur ihr Haar im Sommer pudert und im Winter nicht; denn Celine ist viel zu delikat, als daß sie im Winter ein Fenster öffnen könnte und zugleich viel zu delikat, als daß ihr der Puderstaub ohne Schaden auf die Brust fallen sollte. Celine verhüllt sich jetzt in die Saloppe, wenn sie von einer Stube in die andere geht, dieselbe Celine, die vor einigen Jahren den kältesten Herbstabenden in freier Luft mit ihrer bloßen Brust trotzte. War sie damals stärker, wie jetzt? Ach nein, sie klagte eben so sehr. Warum bedeckte sie sich denn damals nicht? Die Saloppen waren noch nicht Mode.

Es ist sehr traurig, daß auch die Religion unter den Modesentiments leidet! Diese Sache ist zu ernsthaft, als daß ich viel davon sagen sollte. Unterdeß ist es gewiß, daß ich Frauenzimmer kenne, die sich vornehmen, eine Christin, eine Zweiflerin und eine Freigeistin zu seyn, auf dieselbe Art, wie sie sich vornehmen, eine Mode mitzumachen.

Ein ganz Wenig fängt die eheliche Zärtlichkeit an, sich zu einem Modesentiment bilden zu wollen. Aber ich fürchte sehr, daß sie sich nicht recht entwickeln wird. Urtheilen Sie selbst, mein Herr Aufseher, ob Dieß Zärtlichkeit ist: Man wünscht, der Mann möchte verreisen, um die Freude zu haben, ihn wieder zu sehen. Man liebt seinen Mann über Alles in der Welt; aber man ist so verschämt, daß man aus Pflicht seinen Kuß erträgt. Man herrscht schlechterdings nicht; aber bei jeder Sache fragt man: Und du wolltest mir Das nicht zu Gefallen thun? ohne daß der arme

Mann ein einziges Mal Gelegenheit bekommt, Das wieder zu sagen. Mit der Zärtlichkeit zu den Kindern will es noch nicht so recht fort. Es sey denn, daß Sie Das Zärtlichkeit nennen, wenn man ein Kind für das andere wählt, weil es der Frau Mutter so ähnlich ist, weil man sieht, daß man seine Hümeurs, sein Zieren und Parademachen, so leicht in der Tochter Character eindrücken kann. Diese liebt man fast mit einer Insektendelikatesse. Man glaubt, sie hat ein Fieber, wenn sie blaß ist, und schwatzt ihr so viel davon vor, daß sie bald die Mode, krank zu seyn, lernt. Man erhebt Alles an ihr, was sie thut, sogar die Fehler. Will sie sich nicht um die Wirthschaft bekümmern, so ist ihre Seele zu erhaben dazu. Fürchtet sie sich vor Allem, so ist es Weiblichkeit. Erzürnt sie sich, so ist sie lebhaft. Wird sie nicht aus Krankheit blaß, so ist es doch aus Empfindung; ihre Seele fühlt, leidet so stark (Dieß sind auch Modeausdrücke)! Wir machen sie zu einer Phantastin, wie wir selbst sind; doch verzweifle ich an Nichts. Vielleicht daß sogar die seit dem Paradiese veraltete Mode, die Kinder selbst zu stillen, noch einmal wieder aufkommt; denn die Unbequemlichkeit scheut man nicht, wenn es auf eine Mode ankommt. Sogar aus Freundschaft; denn die Freundschaft war auch einmal Mode, ob sie gleich jetzt schon anfängt, das Alter der Chignons zu erreichen, aus Freundschaft lief Cynthia des Nachts zu ihrer Freundin; denn ihr hatte geträumt, ihrer Freundin Haus brenne. Den andern Tag kam ihre Schwester nieder. Es war ihrem zärtlichen Herzen nicht möglich, dabei zu bleiben; sie lief davon und ließ ihre Schwester ohne Hülfe.

Hundert Moden übergehe ich, weil sie nicht so neu mehr sind; und wer wollte von einer alten Mode sprechen. Die

Mode, krank zu seyn, haben Sie selbst schon bemerkt. Sie will noch nicht veralten. O, daß die Mode, gesund zu seyn, einmal wieder aufkäme! Vielleicht stellt sie sich mit dem Selbststillen zugleich ein. Sie sehn, wie voller Hoffnung ich bin.

Eine Mode muß ich noch anführen. Mit der Mode, witzig und gelehrt zu seyn, hat sich eine gewisse Zuversichtlichkeit eingeschlichen, ich hätte bald Frechheit gesagt, von allen Dingen zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehn. Sie können ganz sicher seyn, daß hier in . . . . . kein Frauenzimmer eine Sylbe mehr weiß, als sie Ihnen in der ersten Visite erzählt. Sie entscheiden Alles, wie eine Universität. Mit der Mode zu erröthen, hat sich überhaupt die ganze Mode der Bescheidenheit verloren. Man spricht von Monaden, von vorherbestimmter Harmonie, so wie von einer italienischen Arie, oder einem französischen Chanson. Man versteht von der Arie so viel, als von der Harmonie, aber man spricht von Beiden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, Alles wird verwechselt, aber man schweigt doch nicht. Man handelt in einem Besuche von der Arznei und der Anatomie, von der Jurisprudenz und der Optik. Neulich verwechselte ein Frauenzimmer Alexander Magnus und Eduard Young. Man lächelte, aber sie erzählte uns dennoch den andern Tag von dem dreißigjährigen punischen Religionskriege. Sollten Ihre Frauenzimmer diese Modezuversichtlichkeit auch haben, so bitte ich Sie, es dahin zu bringen, daß es Mode wird, daß sie folgende Verse auswendig lernen, oder wenigstens in ihre Schreibtafel schreiben. Sie werden es desto eher thun, weil sie in der Modesprache, zwar nicht von Alexander Magnus, aber doch von Eduard Young geschrieben sind.

Naked in nothing should a woman be.
But veil her very wit with modesty.
Let man discover, let not her display.
But yield her charms of mind with sweet delay.

H*** den 6. Sept. 1758.

M.

Es ist uns unbekannt geblieben, warum Klopstock diesen Aufsatz nicht mit aufgenommen hat in die Sammlung, die Er von Meta's Schriften veranstaltete. Hier schien derselbe nicht fehlen zu dürfen.

Nachstehende fünf Aufsätze Klopstocks, die sämmtlich in dem Nordischen Aufseher zuerst gedruckt sind, schienen um ihres Inhaltes willen hier den passendsten Platz in der Reihe seiner Werke zu finden. Sie sind mit Vielen von ihm selbst gemachten Veränderungen abgedruckt.

Vermischte Aufsätze.

Von der besten Art, über Gott zu denken.

Man könnte unser Leben in eigentlichen Schlaf, in Schlummer und in wirkliches Wachen eintheilen. Der Schlummer wäre nicht etwa nur das Pflanzenleben, oder, welches noch schlimmer ist, dasjenige thierische Leben, da die Seele um des Leibes willen da zu seyn scheint; den Schlummer, den ich meine, hebt auch selbst unsre äußerste Geschäftigkeit nicht auf. Das wirkliche Wachen wäre derjenige glückliche Zustand unsrer Seele, da wir entweder Gott denken, oder etwas, das Gott geboten hat, und zwar weil er es geboten hat, thun. Nur von Dem, der wirklich wacht, kann man sagen, daß er wirklich lebt. Ihr seyd nun bald achtzig Jahre alt; wie lange habt ihr gelebt? Oder, ihr seyd nur erst dreißig alt; wie vermuthet ihr, daß ihr diese Frage in eurem achtzigsten beantworten werdet? Und, wenn sie Gott nach eurem Tode an euch thäte? — Wofern der Unendliche nicht spielte, als er uns schuf, so ist diese Sache erstaunlich ernsthaft!

Ich weiß wohl, daß wir und alle andre moralische Wesen mehr zum Thun, als zum Denken gemacht sind. Allein

da das Thun allezeit von dem Denken begleitet werden muß, da es eine gewisse Art zu denken gibt, die schon halb Handlung ist, und da sogar einige Gedanken völlig als Thaten von Gott angesehn werden; so hat man nicht zu befürchten, daß man von einer Kleinigkeit rede, wenn man von demjenigen Theile unsers wirklichen Lebens redet, der im Denken besteht.

Welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken, ist die beste?

Ich sehe die Schwierigkeiten einer Antwort auf diese Frage in ihrem ganzen Umfange ein; aber gleichwohl halte ich sie nicht für so groß, daß ich Dem Recht geben würde, der mir, vielleicht mit vielen tiefsinnig scheinenden Gründen, sagte, daß man sich gar nicht darauf einlassen sollte.

Eh' ich meine Untersuchung anfange, muß ich einigen meiner Leser sagen, daß, wie es eine wirkliche Glückseligkeit ist, sich nur überhaupt vorzustellen, daß man existirt, ohne dabei die verschiednen Arten unsers Daseyns zu zergliedern, daß es auch eine wirkliche und viel höhere Glückseligkeit ist, uns überhaupt bewußt zu seyn, daß wir fähig sind, Gott — den Unendlichen — zu denken! Fast alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft werden Den, der so unglücklich ist, kein Christ zu seyn, nur zweifelhafter machen; aber das Bewußtseyn dieser unsrer höchsten Fähigkeit ist ein Beweis, der wie die Sonne leuchtet. Ich kann Gott, wie unvollständig meine Begriffe von ihm auch sind, ich kann Gott denken! Ich bin unsterblich! Derjenige, der Gott auch nur einen Augenblick gedacht hat, sollte nicht unsterblich seyn? So kann ich fragen, und ein Erzengel, dem sich Gott nicht unmittelbar offenbart, wie sehr er seine höhern Kräfte auch fühlt, fragt eben so.

Da die Anführung dieses Erweises nur eine Erläuterung des vorigen ist, so setze ich ihn nicht weiter fort. Ich könnte ihn so fortsetzen: Und ich darf Gott lieben! Der, welcher Gott auch nur den hundertsten Theil eines Augenblicks geliebt hat, sollte nicht unsterblich seyn?

Aber welche ist die beste Art über Gott zu denken? Man könnnte sagen, wir müßten uns mit allen Arten so bekannt machen, daß wir zu der Zeit, da wir zu der einen nicht fähig genug wären, zu der andern unsre Zuflucht nehmen könnten. Ich habe nichts dawider, denn Alles, was uns zu Gott führen kann, ist höchst wichtig. Gleichwohl glaube ich, daß es eine von unsern vornehmsten Pflichten ist, uns an die beste Art, über Gott zu denken, so zu gewöhnen, daß wir die andern beinahe nicht nöthig haben.

Ich hoffe meiner Materie genug zu thun, wenn ich drei Arten beschreibe; ob ich mir gleich nicht anmaße, die Sache dadurch bis auf ihre Nüancen zu bestimmen.

Es gibt eine kalte metaphysische, die Gott beinahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophirt, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist Diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr so lieb sind, daß sie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft. Ich verstehe hier durch Erfindungen neue, oder mindestens feiner bestimmte Gedanken über die Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß jene Art Dem, der noch nöthig hat, sich von dem Daseyn Gottes zu überzeugen, nützlich seyn könne. Der aber, welcher weiß, daß die Sonne scheint oder, welches eben so gewiß ist, daß Gott existirt, der Dieß weiß und sich auf

die angeführte kalte Art über Gott zu denken, allein einschränken wollte, Der würde sich dadurch der nicht kleinen Gefahr aussetzen, gar zu selten, oder beinahe gar nicht, Gott, als den unendlich Liebenswürdigen, als den über allen Ausdruck Bewundernswürdigen zu denken und zu empfinden (denn dieß Denken kann von der Empfindung nicht getrennt werden); er würde sich auch sogar der Gefahr aussetzen, welche er doch am meisten zu vermeiden glaubt, nicht wahr genug von ihm zu denken. Denn wer sich nicht genug erhebt, wer nicht würdig genug von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein solcher Philosoph, wie ich meine, wirft mir vielleicht ein, daß ich Dieß zwar sage, aber nicht erweise. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umstand, daß er den Erweis einer an sich selbst so klaren Sache verlangt, zwar Viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, er habe seinen Verstand durch metaphysische Grübeleien, denen er sich nicht einmal frei überläßt, sondern die er nur nach einer gewissen Schulmethode zusammensetzt, sehr kurzsichtig gemacht. Weil wir über dieß Alles, durch diese Art von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höheren, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben; so müssen wir auf unsrer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine Einen, den sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern.

Es gibt eine zweite Art, die ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen will. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen; und nur selten erheben sie

sich bis zu einiger Bewunderung Gottes. Sie können sehr wahr, sehr fromm und sehr werth seyn, oft wieder gedacht zu werden; allein sie thun einer Seele, die sich auf das Aeußerste bestrebt, Gott zu kennen, noch nicht genug, selbst in den Stunden nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieser Erkenntniß durch ein gewisses, unsrer Einschränkung sehr natürliches Nachlassen gemildert ist. Sie haben überdieß oft die Unvollkommenheit, daß sie uns veranlassen, klein von Gott zu denken. Nicht so würdig, als wir können, nenne ich schon klein von Gott denken. Und Dieß geschieht am Meisten dadurch, daß sie uns ohne unsern Vorsatz unvermerkt zu glauben verleiten, Gottes Gedanken seyen wie unsre Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen und in diesen Augenblicken vielleicht recht sehr frommen Mannes verführt ihn, Gott nach sich zu beurtheilen.

Robert Boyle, und man wird doch nicht geneigt seyn, einen Mann, der in allen seinen Handlungen so viel edle Einfalt und ungesuchte Würdigkeit zeigte, deßwegen einen Sonderling zu nennen, weil er in einer Sache anders, als fast alle Menschen gehandelt hat, und noch weniger wird man Den einen Heuchler nennen wollen, der seine reine Frömmigkeit durch eine völlige Vermeidung aller Scheinheiligkeit so sehr bewiesen hat, Robert Boyle sprach den Namen Gottes niemals anders, als mit einer so tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als nach der Aussprechung desselben eine Weile stillschweigen, und erst nach diesem merklichen Innehalten, wobei er sein Haupt entblößt gehabt hatte, seine Unterredung fortsetzen. Wie mochte dieser verehrungswürdige Mann seine Empfindungen von Gott, wenn er allein war, ausdrücken? wenn dieser

ernste und von Allem, was nur geschaffen ist, abgesonderte Tiefsinn zuletzt in Erstaunen ausbrach, in Erstaunen über Gott, das Höchste, außer der Liebe zu ihm, wozu ein endlicher Geist fähig ist!

Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu Gott lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich: aber sich ihr durch mehr als Betrachtungen oft und lange nähern, ist auch hier möglich und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von Dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzwecke wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, Das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe vereinigen, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können und daß wir ihn lieben dürfen.

Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen und sie in kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter seyn.

Die Erreichung der obersten Stufe in dieser letzten Art über Gott zu denken, ist ein Zustand der Seele, da in ihr so viele Gedanken und Empfindungen auf ein Mal und

mit einer solchen Stärke wirken, daß, was alsdann in ihr vorgeht, durch jede Beschreibung verlieren würde. Folgendes Fragment aus einem Gedichte drückt etwas davon aus. Henoch redet:

Als ich das kleine Leben noch lebte, da noch die Stunde
Meiner neuen Herrlichkeit säumte; da saß ich oft einsam
An der Ceder im Haine; dann rauschten wallende Lüfte
Durch die Ceder ihr Leben; es fühlten sich alle Naturen
Um mich herum: ich aber empfand die unsterbliche Seele!
Damals, o! da schon ergriff mich in Stunden, die ich noch segne,
Oft, mit so unaussprechlicher Neuheit und Wonne, der beste
Aller Gedanken, der große Gedanke, vom ersten der Wesen!
Daß von seinem Anschaun die Seele zur tiefsten Bewund'rung
Schauernd hinunter erstaunte! so neu, so niemals empfunden
War sein Gefühl mir! Ich rief, der zitternde Mund nicht! der starrte.
Jede Stimme war todt! der Athem stand bebend. Das Leben
Stutzt', hielt inne! Die Zeit ging nicht fort! Doch laut aus der Tiefe,
Laut, mit allen Empfindungen, rief die betende Seele:
O wer bist du? — Wer bist du? — du Wesen der Wesen, wer bist du?
Gott! — unendlich! — der Erste! — da war es einsam. — Du Schönster!
Wesen ohn' Ursprung! — doch war's nicht ewig einsam. Du Liebe!
Ach! — (nun kam mir die Stimme zurück, nun floßen die Thränen)
Ach! mein Schöpfer, mein Gott! ich vergeh' in den mächtigen Freuden!
Dicht, denn dicht um mich ruht deiner Allgegenwart Fülle!

Betrachtungen
über
Julian den Abtrünnigen.

Man könnte gute Gründe anführen, wenn man behaupten wollte, daß es nicht mehr nöthig sey die Freigeister zu widerlegen. Sie hätten ja, könnte man sagen, anstatt die starken Beweise, mit denen sie bestritten worden sind, zu beantworten, bloß ihre alten, oft widerlegten und nicht selten lächerlichen Einfälle, bis zum Ekel, wiederholt. Man müßte also warten, bis sie nicht allein etwas Neues, sondern auch Etwas sagten, das die Mühe einer Beantwortung verdiente, ehe man sich, ihr verdrießliches Geschwätz zu untersuchen, von Neuem einließe.

Ich würde von dieser Meinung seyn, wenn die Gründe für das Gegentheil nicht noch besser wären. Die meisten von Denen, die durch die Freigeister verführt werden können, haben die Vertheidigungen der Religion nicht gelesen oder sie haben sie doch nicht genug studirt, und wenn sie sogar Beides gethan haben, so wird es ihnen doch immer angenehm und nützlich seyn, die ihnen bekannten Wahrheiten in einem andern Kleid, und, wo Das nöthig war, richtiger bestimmt zu sehn.

Zu diesem Hauptgrunde kommen noch besondere Gründe. Der alte Voltaire fährt noch immer fort, sich über die Sterblichkeit seiner Seele durch die Unsterblichkeit seines

Namens zu trösten. Es ist nicht lange her, daß Bolingbroke der Welt ein ungemeines Vermächtniß hinterlassen hat, in welchem er mit der feurigsten Beredsamkeit gegen die Religion wüthet. Hume ist nicht besser gegen sie gesinnt, obgleich seine Art zu denken und zu schreiben so fein ist, daß man ihn beinahe nur für einen bloßen Zweifler halten sollte. Diese drei großen Lehrer des Unglaubens schreiben so schön, sie umkränzen ihren Giftbecher mit so ausgesuchten Blumen, daß sie allein, auch ohne die vorher angeführten Ursachen, mich veranlassen würden, einige meiner Blätter der Vertheidigung des Christenthums zu widmen. Meine Absicht ist gleichwohl nicht, sie ausdrücklich zu widerlegen. Denn ich schreibe keine Streitschriften. Ich will nur überhaupt eben Das für die Religion thun, was sie wider dieselbe unternehmen; ob es gleich bisweilen geschehen kann, daß ich sie da, wo sie die Vernunft am feinsten zu verwirren suchen, etwas genauer beurtheile.

Wenn die Freigeister ihre Sache nur einigermaßen unparteiisch und ernsthaft überlegen wollen, so muß es ihnen wirklich ein wenig verdrüßlich seyn, daß sie mit ihren Angriffen viel zu spät kommen. Wer hiervon noch nicht überzeugt genung ist, der darf sich nur erinnern, was Julian, der Apostat, wider die Religion vergebens gethan und geschrieben hat. Seit ihm hat es keinen Freigeist gegeben, der so Viel dawider unternommen hätte oder zu unternehmen im Stande gewesen wäre. Es ist schwer, den Charakter dieses sonderbaren Mannes, denn diesen Beinamen verdient er vorzüglich vor allen Andern, die ihm die Schmeicheleien seiner ehemaligen und jetzigen Proselyten gegeben haben; ich sage, es ist schwer, seinen Charakter genau zu entwickeln. Unterdeß glaube ich, daß ihn folgende Abbildung

nicht verfehlt. Er war von Natur in Absicht auf die Wollust außerordentlich mäßig, aber er hielt sich — wegen dieser ihm nunmehr so leichten Tugend — dadurch vollkommen schadlos, daß er sich seiner heißen Ehrbegierde ganz überließ. Wenn er die Vielgötterei eben so gewiß glaubte, als er sie eifrig wieder herzustellen suchte; so ist er einer der merkwürdigsten Enthusiasten gewesen, die es jemals gegeben hat, und hat er Jenes nicht gethan, so übertrifft er die künstlichsten Heuchler. Der enthaltsame, der philosophische, der ernsthafte Julian, der Kaiser, der Nachahmer Antonins, tanzte bei einem öffentlichen Aufzuge mitten unter Priesterinnen der Venus, die dafür bekannt waren, daß sie ihrer Göttin an diesem Tage auf eine Art, die ich nicht beschreiben will, dienten. Aeskulap selbst hat ihm oft die Mittel angezeigt, durch die er geheilt worden ist. Jupiter sey sein Zeuge, daß er die Wahrheit sage. Er war in vielen Dingen nichts weniger als ein Originalgenie. Seine ganze Philosophie war die verwirrte, verdorbene, platonische Philosophie seiner Zeiten. Der Geschmack der Rhetoren seiner Zeiten war der seinige, bloß daß er in einigen Stellen seiner Satyren und seiner Briefe besser schreibt. Wie lächerlich künstlich ist nicht das Meiste seiner Lobreden.

Seine Regierung folgte auf eine weichliche; man bemerkte es daher mehr, daß er wieder römisch regierte und Dieß würde beinahe sein einziges Verdienst gewesen seyn, wenn er nicht auch die Wissenschaften und ihre Vertrauten auf eine Art, die ihm Ehre macht, geschätzt hätte. Er hatte es mit so vielen kleinen Seelen gemein, daß er durch den Krieg berühmt werden wollte und vielleicht befürchtete er von der Nachwelt mit unter den großen Haufen der Helden geworfen zu werden; daher suchte er die Unsterblichkeit seines Namens

durch eine neue Stütze, nämlich durch die Ausrottung der christlichen Religion, zu befestigen. Diese Unternehmung ist ihm auch in sofern gelungen, daß ihn die Geschichte viel öfter nennt, als sie sonst thun würde. Dieß ist, wie mich däucht, ein sehr wahrer Entwurf seines Charakters; es würde überflüssig seyn, ihn weiter auszubilden.

Wir wollen bei seiner Unternehmung, die christliche Religion zu vertilgen und die heidnische wieder einzuführen, stehn bleiben. Er bemühte sich, dieser einen neuen und ihr vortheilhaften Anstrich zu geben. Er verband seine enthusiastische Philosophie mit derselben. Er befahl seinen Priestern, auch durch das Beispiel ihrer Tugend, wie die Christen, zu lehren. Er ließ sie öffentliche Anstalten zur Versorgung der Reisenden und Armen machen. Die Vielgötterei hatte noch niemals mit dem Christenthume auf diese Art um den Vorzug gestritten. Er dachte sehr richtig darin, daß er die Christen nicht mit dem Schwerte verfolgte, ob er gleich nicht immer seinen Haß gegen sie völlig zu verstellen wußte. Denn bisweilen begegnete er ihnen offenbar ungerecht und grausam. Ueberhaupt aber suchte er seinen großen Plan mit vieler Klugheit auszuführen. Er verbot das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen. Er glaubte ihnen auf diese Art den guten Geschmack und mit ihm Alles zu nehmen, was er zur Unterstützung der Religion beitragen kann. Einige werden Dieß für einen geringen Verlust der Christen halten; aber Julian, der vielleicht niemals richtiger als hierin gedacht hat, hielt es mit Recht für einen sehr wichtigen Verlust. Er suchte die Christen durch Uneinigkeiten zu schwächen. Es wurde ihm desto leichter, Dieses zu thun, weil er dabei, indem er die Bischöfe der verschiedenen Secten, und bisweilen sogar den Pöbel mit ihnen vor sich disputiren

ließ, sich seiner Lieblingsneigung, der Spötterei, überlassen konnte. Doch dieß Alles war ihm gleichwohl noch nicht genug. Er glaubte Nichts gethan zu haben, so lange ihm noch Etwas zu thun übrig sey. Er schrieb also auch gegen die Christen. Allein weßwegen sind diese Schriften verloren gegangen? Die Christen haben sie auf die Seite geschafft, werden Einige sagen. Als wenn mittelmäßige Schriften nicht eines sehr natürlichen Todes stürben, wenn sie von sich selbst untergehn. Wir haben aber seine Lobreden noch, und diese sind doch gleichwohl (selbst seine Bewunderer müssen Dieses zugestehn) sehr mittelmäßig. Dieser Einwurf würde von einiger Erheblichkeit seyn, wenn nicht schon oft der Zufall gewollt hätte, daß Schriften von dieser Art auch ihrer verdienten Strafe entgangen wären.

Seine Schriften gegen die Religion sind wahrscheinlich seine letzte Unternehmung gegen dieselbe gewesen. Nicht lange vorher hatte er es unternommen, die Juden wieder zu einem solchen Volke zu machen, als sie vor dem Gerichte, das über sie erging, gewesen waren. Er hatte keine geringere Absicht, als die Weissagung des Messias unwidersprechlich zu widerlegen. Niemals ist größere Kühnheit und mehr Ueberlegung vereinigt worden, um das Aeußerste zu wagen. Ich werde von dieser außerordentlichen Begebenheit, welche die einzige in ihrer Art ist, in einem der folgenden Blätter reden. Nach derselben scheinen mir seine Schriften wider die Religion derjenige unter allen seinen feindseligen Anfällen zu seyn, der am meisten Aufmerksamkeit verdient. Sie sind nicht ganz untergegangen. Ein Bischof hat in einer Widerlegung derselben einige Fragmente davon erhalten. Es verdient die Mühe zu sehn, was für Gründe diesen mächtigen Philosophen bewogen haben, das Christenthum mit einem solchen heißen Eifer vertilgen zu wollen.

Er glaube, sagte er, es sey gut gethan, wenn er die Ursachen öffentlich anzeige, die ihn dahin gebracht hätten, die Lehre der Galiläer für eine menschliche und boshafte Erfindung zu halten. Sie habe nichts Göttliches! sie mißbrauche diejenige Kraft der Seele, die sich von dem Fabelhaften, dem Kindischen und dem Unsinnigen fortreißen lasse. Dieß ihr Geschwätz von Wundern solle bei ihr ein Beweis der Wahrheit seyn.

Ich mache hierüber weiter keine Anmerkung, als daß wir von Dem, der uns Dieß von der christlichen Religion sagt, die gewissenhafteste Wahrheitsliebe und die strengste Richtigkeit bei der Beurtheilung derselben erwarten.

Im Folgenden (da ich nur Stellen aus Fragmenten anführe, so kann meine Absicht nicht seyn, sein System, wenn er anders eins gehabt hat, zu zeigen) vergleicht er die Erzählung Mosis und Platons von der Schöpfung, und gibt Diesem den Vorzug, weil der oberste Gott den Untergöttern befohlen habe, die menschlichen Leiber, die Thiere und die Pflanzen hervorzubringen. Diesen merkwürdigen Triumph zu halten führt er beide Stellen ganz an. Die Vortrefflichkeit der Stelle Platons sucht er sogar durch einen Commentarius, den er darüber macht, zu erweisen. Der Vorzug der platonischen Erzählung soll darin bestehn, daß der oberste Gott nichts Sterbliches gemacht habe.

Aber gleichwohl war dieser oberste Gott der Schöpfer der Untergötter, und überdieß willigte er nicht nur darein, daß sie das Sterbliche erschaffen möchten, sondern er führte auch sogar zur Ursache an, daß das Ganze ohne die sterblichen Geschöpfe nicht vollkommen seyn würde.

Er führt an, daß Gott gesagt habe: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gehülfin machen.

Dieß ist, sagt er, schlechterdings fabelhaft; denn, wie ist es vernünftig zu denken, daß Gott nicht vorher wisse, daß Diejenige, die er zu einer Gehülfin macht, Demjenigen, der sie bekommt, nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden gereichen werde.

Ich habe überhaupt die Absicht nicht, Julian, indem ich einige seiner Fragmente wider die Religion anführe, umständlich zu widerlegen. Aber würde Dieß, wenn ich jene Absicht auch hätte, wohl eine Widerlegung verdienen?

Daß es einen Mars, eine Minerva und einen Mercurius gebe, und daß Jeder von ihnen gewisse Einflüsse auf die verschiedenen Völker habe, beweist er dadurch, daß die Gallier und die Deutschen kühn, die Griechen und die Römer überhaupt gesittet und menschlich wären, und diese Eigenschaften mit der Standhaftigkeit und dem kriegerischen Geiste verbänden; die Egypter wären feiner, künstlicher, die Syrer unkriegerisch und zärtlich, aber klug, lebhaft, leichtsinnig und gelehrig.

Die Nachricht von der Erbauung des babylonischen Thurms ist, seiner Meinung nach, deßwegen eine Fabel, weil man die ganze Erde hätte zu Ziegeln brennen müssen, um nur bis an den Mond zu bauen. Und ihr, beschließt er, die ihr solche Fabeln glaubt, erkühnt euch noch immer, euch die Erkenntniß Gottes anzumaßen?

Moses hat, wie er glaubt, die Lehre von der Vielgötterei vorsetzlich verdunkelt, aber gleichwohl hat er sich verrathen, indem er sagt, daß Viele, die Sprachen der Menschen zu verwirren, heruntergestiegen wären.

Jesus, sagt dieser Unglückliche, ist ungefähr seit dreihundert Jahren berühmt. Er hat in seinem ganzen Leben nichts Merkwürdiges gethan; man müßte denn glauben wollen,

daß in den Flecken Bethsaida und Bethania Lahme und Blinde heilen und Besessene beschwören, große Thaten wären.

In einer andern Stelle aber sagt er: „Bald hätte ich das größte der Geschenke des Apollo und des Jupiter vergessen. Jupiter hat unter den Göttern, die nur die Augen des Verstandes sehn, den Aesculap aus sich selbst gezeugt. Auf die Erde ist er durch das fruchtbare Leben des Apollo gekommen. Da Aeskulap von dem Himmel auf die Erde heruntergestiegen war, so ist er nur ein Mal in menschlicher Gestalt in den epidaurischen Gegenden erschienen. Von hier ist er weiter fortgegangen und hat über die ganze Erde seine helfende Rechte ausgebreitet. Er ist zu Pergamus, in Jonien, zu Tarent gewesen. Zuletzt ist er nach Rom gekommen. Er ist auf der Erde und dem Meere überall gegenwärtig; er kommt zu Jedem unter uns und heilt unsere kranken Seelen und Leiber!"

Das Gelindeste, was man hierüber sagen kann, ist, daß Julian durch seine offenbare Parteilichkeit sehr unfähig wird, die christliche Religion zu beurtheilen.

Ich würde selbst Einigen parteiisch vorkommen, wenn ich nicht auch Etwas, das weniger schwach ist, anführte. Ihr ahmt, sagt er zu den Christen, nur den Juden in ihrer Bitterkeit und Wuth nach, indem ihr Tempel und Altäre verwüstet. Ihr tödtet nicht nur Diejenigen, die in ihrer väterlichen Religion geblieben sind, sondern auch eure Ketzer, die doch überhaupt mit euch einerlei Irrthum haben; allein, Das ist euer eigen Werk; denn nirgends hat euch Jesus Dieß geboten; Paulus auch nicht.

Hierin ist Nichts falsch, außer daß die Heiden von den Christen wegen des Götzendienstes wären getödtet worden. Uebrigens scheint mir's eine Schönheit dieser Stelle zu seyn,

daß er die Christen an die Menschenliebe Jesu erinnert. In wessen Munde konnte eine solche Erinnerung stärker seyn?

Allein es war gewiß seine Meinung nicht, Jesu hierdurch auch nur einigen Beifall zu geben; denn er fährt gleich fort: „Die Ursache, warum euch Jesus und Paulus Dieß nicht geboten haben, ist, weil sie nicht hofften, daß ihr jemals so mächtig werden würdet. Sie waren zufrieden, wenn sie das gemeine Volk verführen konnten, oder höchstens solche Leute, wie ein Cornelius und Sergius gewesen sind. Wenn einer von ihren Schülern unter den großen Männern dieser Zeiten (ich rede von des Tiberius und des Claudius Regierung) berühmt geworden ist; so will ich überhaupt die Unwahrheit geredet haben."

Würde sich Julian durch so etwas bloß Scheinbares haben blenden lassen, wenn er, wie sein gewähltes Muster, wie Antonin gedacht, und die Menschen, gleich ihm, in dem rechten Gesichtspunkte angesehen hätte? Wer ist denn wirklich groß? Etwa allein Der, welcher sich die mannigfaltigen Veranlassungen der Geburt und des Glücks zu großen Thaten so zu Nutze macht, daß er die großen Thaten auch wirklich thut? Oder auch Der, welcher zwar jene stärkere Veranlassung nicht hat, aber sich von den wenigen und geringen, die er hat, so führen läßt, daß er auch, obgleich keine solche, die von der Geschichte verewigt werden, dennoch wirklich große Thaten thut? Es ist sogar die Anzahl großer Leute von der letzten Art stärker als von der ersten; denn die Anzahl Derer, die Stand und Glück erhöhn, ist überhaupt viel kleiner, als Derer, die jene äußerlichen Vorzüge entbehren müssen.

„Warum habt ihr unsre Götter verlassen und seyd zu den Juden übergegangen? Etwa deßwegen, weil die Götter

Rom die Herrschaft der Welt gegeben haben, den Juden aber auf kurze Zeit Freiheit und dann Knechtschaft?" Er hatte gewiß nicht nöthig, die oft wiederkommne Dienstbarkeit der Juden auch damit zu erweisen, daß sie von Richtern sind regieret worden. Auf eben die Art könnte man sagen, daß die Römer, selbst in ihren freisten Zeiten, Sclaven gewesen wären, und zwar nicht etwa, weil sie einen tyrannischen Senat, sondern weil sie einen Senat gehabt hätten. Aber er ist so erhitzt, daß er das Lächerliche solcher Angriffe gar nicht zu merken scheint.

„Jesus, der die Geister beherrschte, der auf dem Meere wandelte, der die Besessenen befreite, der, wie ihr behauptet, Himmel und Erde gemacht hat, konnte zu dem Besten seiner Verwandten und Freunde (er redet von äußerlichen Vorzügen) Nichts beitragen."

Wie kalt ist dieser Spott in dem Munde Desjenigen, der nicht allein die christliche Religion kannte, sondern sogar auf seine Belesenheit in der Schrift eitel war; denn wenn er darauf verfällt, biblische Stellen anzuführen, so hört er nicht auf.

Er hält sich überhaupt mit Vielem auf, das Nichts für ihn erweist. Wie weit er hierin auszuschweifen fähig sey, zeigt er besonders in der Stelle, in welcher er einen Bischof schimpft, weil Dieser sich hatte einfallen lassen, zu behaupten, daß die Juden auch Hexameter hätten.

Warum findet ihr, sagt er zu den Christen, an den Wissenschaften der Griechen so viel Geschmack, wenn euch das Lesen eurer Bibel zureichend ist? Es ist doch viel wichtiger, den Leuten jene, als die Götzenopfer zu verbieten; denn Paulus sagt ja selbst, daß diese Dem, der davon ißt,

nicht nachtheilig seyen; nur das Gewissen der Schwachen, die es sähen, möchte dadurch verletzt werden. Ihr Thoren!

Verlohnt es sich der Mühe, zu erweisen, daß Dieß weiter nichts, als eine sophistische Chicane ist?

Hierauf folgt eine Stelle, die uns seine Absicht, warum er das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen verboten hat, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Durch diese Wissenschaften, sagt er, ist unter euch Jeder, der nur einige natürliche Gaben gehabt hat, von der Atheisterei (so nennt er die Verlassung des Heidenthums) zurückgebracht worden. Und wenn ich nicht irre, so wißt ihr es selbst genug, wie sehr unsere Wissenschaften von den eurigen unterschieden sind. Durch die eurigen wird Keiner vortrefflich oder auch nur mittelmäßig gut. Durch die unsrigen aber erhebt sich Jeder über sich selbst, wenn er auch gleich von der Natur noch so sehr vergessen worden ist. Aber, wenn dieselbe gegen Einen unter uns freigebig war und er sich dann durch unsre Gelehrsamkeit bilden läßt, so wird er einer von Denen, die ein Geschenk der Götter zu nennen sind; so zündet er entweder den Wissenschaften ein neues Licht an, oder er wird ein weiser Gesetzgeber, oder auch ein berühmter Eroberer!

Es kommt mir vor, als wenn Julian hier an sich selbst gedacht habe; doch ohne mich hierbei aufzuhalten, merke ich nur an, erst: daß keine einzige Wissenschaft mit dem Heidenthume und mit dem Christenthume, außer der Moral, in einer nothwendigen Verbindung stehe, und daß also ein Heide oder ein Christ überhaupt groß oder klein in den Wissenschaften seyn kann, ohne daß seine Religion dabei in Betrachtung kommt; zweitens, daß uns die Religion zu nichts Anderm, als zur Aufklärung unsers Verstandes in Absicht auf die Erkenntniß Gottes und zur Besserung unseres

Herzens gegeben werden konnte. Ich will es daher nicht einmal gegen unsere Widersacher gelten machen, daß die Offenbarung diesen ihren großen Endzweck, oft auch durch Meisterstücke der Poesie und der Beredsamkeit, erreicht habe.

Er fährt fort: „Versucht es nur, wählt aus allen euern jungen Leuten, unterrichtet sie in allem Dem, was eure Bibel enthält; wenn diese in ihren reifen Jahren besser als Sclaven seyn werden, so will ich ausgeschweift, so will ich gerast haben! Und doch seyd ihr solche Thoren und solche Elende, daß ihr ein Buch für göttlich haltet, durch welches Keiner weiser, männlicher und überhaupt besser, als er war, geworden ist.“

Schon damals hätte ihn die Erfahrung von beinahe drei Jahrhunderten von dem Gegentheile überzeugen können. Wenn ich sage, daß uns eine Erfahrung von mehr als siebenzehn Jahrhunderten noch stärker davon überzeugt: so wird man mich mit dem Mißbrauche, den einige Lasterhafte oder Unsinnige von der Religion gemacht haben, nicht widerlegen wollen.

Er hatte sehr recht darin, daß er die Christen wegen ihrer abergläubischen Verehrung der Gräber der Märtyrer anklagte; aber wie sonderbar ist sein Erweis, durch welchen er überzeugen will, daß sie hierin Unrecht thun. „Ihr seyd in eurer Bosheit so weit gegangen, daß ihr sogar nicht mehr den Worten Jesu gehorchen wollt. Er führt aber die Vergleichung der Pharisäer mit getünchten Gräbern an.“

Indem er, ohne die geringsten Ansprüche auf die Kenntnisse, die zur Schriftauslegung gehören, auch nur von sich vermuthen zu lassen, den Christen weitläufig zu beweisen sucht (denn er ist überhaupt sehr schwatzhaft), daß sie gewisse Weissagungen falsch von Christo verständen; so wird er von seiner Einbildungskraft so fortgerissen, daß er zwei dieser

Weissagungen von David erklärt. Was können wir von einem Philosophen erwarten, der einer Religion, auf die sich, wie er wußte, die christliche gründete, erfüllte Weissagungen zugesteht. Und was waren es denn für Propheten, deren Weissagungen erfüllt worden sind? Sie haben, sagt er anderswo, gerast und nur mit alten Weibern zu thun gehabt!

So ist die Schrift beschaffen, in welcher sich, nach dem Ausdrucke des Bischofs, der sie widerlegt, die stolze heidnische Stirn gegen die Ehre Christi erhoben hat!

Einigen würden viel wenigere Stellen, als ich, angeführt haben, und vielleicht Eine genug gewesen seyn, um zu urtheilen, daß Julian sich gar nicht als ein großer Mann in dieser Bestreitung der christlichen Religion gezeigt habe. Sie werden, wenn sie ihn noch nicht von dieser Seite gekannt haben, erstaunt seyn, daß er über diese wichtige Sache, auf deren genaue Beurtheilung ihm so Viel ankommen mußte, so schwach gedacht habe.

Für Andre waren mehr Stellen nöthig. Und vielleicht lernen auch die Freigeister diesen ihren Liebling dadurch noch besser kennen, als sie ihn bisher gekannt haben. Denn ich habe angemerkt, daß sie mit ihm, wie mit der Offenbarung umgehn. Diese greifen sie an, und haben sie nicht gelesen; und Jenen vergöttern sie, und kennen ihn eben so wenig.

Ich hatte anfangs vor, auch aus seinen übrigen Schriften, theils noch einige Feindseligkeiten gegen die Religion, theils solche Stellen anzuführen, welche die besondern Wendungen seines Verstandes und Herzens verrathen, um auf diese Art seinen Charakter ganz auszubilden. Allein ich muß gestehn, daß mir das Lesen seiner Werke so unangenehm geworden ist, daß ich meinen Vorsatz, wenigstens auf einige Zeit, aufgegeben habe. Man muß,

däucht mich, sehr für ihn eingenommen seyn, wenn man sie so schön finden will, als seine Sophisten, die ihn, um wieder von ihm gelobt zu werden, mit ihren Lobeserhebungen unaufhörlich belagerten. Ich beschließe mit einer Stelle, die ich, ihrer verdrüßlichen Länge ungeachtet, ganz übersetzen will. Man wird nicht leicht Etwas, das auf so vielen Seiten lächerlich ist, gelesen haben.

„Daß die Zahl Hundert allen andern vorgezogen zu werden verdiene, und die Vollkommenheit aller Zahlen enthalte, wird Der lernen, der sich mit mir in folgende Betrachtung darüber einläßt. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß die Lehre der alten Weisen der ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden gibt; (hier führt er ihre Gründe sehr ernsthaft an) aber ich will gleichwohl meine Meinung, so kühn sie auch ist, sagen. Ueberhaupt sind alle Zahlen von gleicher Beschaffenheit, und was den Zusatz der Vermehrung anbetrifft, so kann er durch jede Zahl gemacht werden. Allein, es ist doch viel besser, die gerade Zahl zur Ursache der Vermehrung als die ungerade zu machen. Die Zahl Eins würde an sich selbst nicht ungerade seyn, wenn nicht Etwas da wäre, wodurch sie es würde. Die Verbindung zweier Einheiten, woraus die Zahl Zwei besteht, bringt eine doppelte Ungeradheit hervor, aus Zwei entsteht Drei und vermehrt zugleich Zwei. Wenn noch Zwei damit verbunden werden, so verursacht Drei die Vermehrung der Viere; und überhaupt zeigt diese Verbindung die aus einem von Beiden entstandne Ungeradheit, und wird unter der Zahl Zwei begriffen. Dieses vorausgesetzt, sage ich, daß indem sich die erste Zehn in ihrem Zirkel herumdreht, das Ganze zu Hundert werde, und zwar so, daß mit Eins die Vermehrung zu Zehn zugleich wirkt, und daß ferner die in sich selbst wiederkehrende Zehn die Zahl Hundert vollendet. Daher

entsteht das Ganze aller Zahlen aus Hundert, wobei auch die Eins nicht unbeschäftigt ist, wenn nicht die Zwei durch die Verbindung eine beständige Ungeradheit hervorbringt, und in sich selbst zurückkehrt, bis durch ein anderes Hundert die Summe geschlossen wird, und dieses Hundert mit derselben die Vollkommenheit verbindet, nach und nach weiter fortgeht, und unter der Benennung vieler Hundert das Ganze bis zum Unendlichen der Entdeckungen erhebt. Homerus scheint mir nicht obenhin und ohne Ursache, in seiner Epopee dem Jupiter ein Schild von hundert Fellen zu geben, sondern vielmehr ein wichtiges und tiefes Geheimniß darunter zu verbergen. Indem er mit dem Begriffe von dem vollkommensten Gotte das Vollkommne der Zahlen verbindet, welches ihm vorzüglich vor allen übrigen Zahlen angemessen war und ihn in seiner Schönheit zeigte; oder weil die ganze Schöpfung, die er zur Abbildung des Schildes rund, wie dieses Urbild, vorstellt, von keiner andern Zahl, als Hundert, würdig ausgedrückt wird, und also die zirkelmäßige Zahl Hundert mit dem allgemeinen Verstande Jupiters, der alle denkende Wesen kennt, übereinstimmt. Eben diese Weisheit setzt den hundertarmigen Briareus neben den Jupiter und gesteht ihm zu, mit seinem Vater um den Vorzug der Macht zu streiten, indem sie ihm gleichsam mit dem Vollkommnen der Zahlen das Vollkommne der Stärke gibt. Wenn Pudarius, der Thebaner, die Niederlage des Typhons in seinen Siegsliedern besingt, und die Stärke dieses größten unter den Riesen dem höchsten Könige der Götter zuschreibt, so beweist er die vorzügliche Größe seines Ruhms durch Nichts so sehr, als dadurch, daß er den hundertköpfigen Riesen durch einen Wurf niederzuschmettern vermocht habe, und daß man von keinem andern Riesen glauben dürfte, daß er wider den Arm

Jupiters streiten würde, als von dem einzigen, den seine Mutter mit hundert Köpfen bewaffnet hatte; und daß keiner unter den andern Göttern, außer allein Jupiter, des Siegs über einen solchen Riesen würdig sey. Dem Liederdichter, Simonides, ist es zum Ruhme des Apollo genug, wenn er ihn den hundertfältigen Gott nennt, und ihn, statt aller andern unterscheidenden heiligen Benennungen, mit diesem Beinamen schmückt, indem er nämlich den Drachen Pytho mit hundert Pfeilen erlegt habe, lieber der hundertfältige, als der pythische gegrüßt seyn wolle und diesen Beinamen, den er gleichsam als ein Erbe betrachte, vorzüglich gern höre. Die Insel Kreta, Jupiters Säugamme, ist zur Belohnung, daß sie diesen Gott aufgenommen hat, durch hundert Städte berühmt. Theben, das hundert Thore hat, lobt Homer aus keiner andern Ursache, als weil daselbst hundert Thore von bewundernswürdiger Schönheit sind. Ich schweige von den großen Opfern, wo hundert Thiere auf einmal geopfert werden; von den Tempeln, die hundert Pfeiler haben; von den Altären, die auf hundert Grundsteinen ruhn; von den Speisesälen für hundert Gäste; von den Feldern, die hundert Morgen groß sind; ja, von allen göttlichen und menschlichen Dingen, welche durch diese Zahl unterschieden werden. Sie schmückt den Stand des Soldaten und des Bürgers, sie erfreut die kriegerische Centurie, sie macht eine Versammlung von Richtern, die der Centurie gleicht, verehrungswürdig. Ich hätte noch viel mehr als Dieses zu sagen, allein die Kürze, die in Briefen erfordert wird, hält mich davon ab."

Ist nicht diese Stelle, die ich so wenig verstehe, als sie von andern verstanden werden wird, ein bewundernswürdiger Beweis von Julians großem Geiste?

Von der Freundschaft.

Die Freundschaft ist eine Glückseligkeit, die so Wenige ganz kennen, daß es mich oft recht traurig macht, wenn ich so Viele sehe, denen sie weiter nichts, als ein Wort ist, das sie, des Wohlstands wegen, bisweilen mit aussprechen, von Ungefähr so, wie das andre Wort Tugend.

Einige legen dieß Blatt schon weg und haben, indem sie nun schon das dritte Mal dabei gähnen, heute eben keine Lust, eine lange Abhandlung von der Freundschaft zu lesen. Sie irren sich zwar sehr, denn sie werden nichts weniger als eine Abhandlung von den Pflichten der Freundschaft zu lesen bekommen: unterdeß bin ich doch sehr ungewiß, ob sie es reizen wird, weiter zu lesen, wenn ich ihnen sage, daß ich von der Glückseligkeit der Freundschaft, von dieser unerschöpflichen Materie, etwas berühren will. Aber mit Wem soll ich reden? Mit Freunden? Mit diesen redete ich freilich am Liebsten. Ich dürfte ihnen nur ein halbes Wort sagen, so verständen sie mich, und ich bin gewiß, daß ich ihnen ein Vergnügen machen würde. Aber ich wollte doch auch gern Diejenigen, denen Freundschaft, Pflichten, Glückseligkeit der Freundschaft, böhmische Dörfer sind, (man verzeihe mir diesen gemeinen Ausdruck, weil er der Sache angemessen ist) auf die Vermuthung bringen, daß es vielleicht einigermaßen möglich sey, daß diese Wörter etwas bedeuten könnten.

Wenn ich nicht in eine Assemblée müßte, mein Herr Aufseher, so würde ich Ihnen ein Paar Minuten zuhören.

Ich will's kurz machen, mein Herr. Fahren sie immer.

Wir sehn einander wohl einmal im rosenburger Garten, oder sonst wo: wenn Sie es alsdann nicht allzuviel länger machen wollten, und wir eben nichts Wichtigers hätten, so würde mir's eine Ehre seyn, mich mit Ihnen von der Sache zu unterreden.

Vielleicht treffen wir uns fürs Erste nicht sogleich wieder an. Das ist noch kürzer.

Einige von meinen gutherzigen Lesern werden bei dieser Gelegenheit ein wahres Mitleiden mit mir gehabt haben. Ohne mich in die Dankbarkeit, die ich ihnen dafür schuldig bin, allzuweitläufig einzulassen, will ich ihnen nur im Vertraun sagen, daß ich eine ziemliche Portion Mitleiden bei mir vorräthig habe, welche ich tagtäglich, und, wie ich aufrichtig versichern kann, recht gut an den Mann zu bringen weiß.

Es ist nothwendig, daß ich einiger Anfangsgründe erwähne. Ein Freund ist weder ein Bekannter, noch ein guter Bekannter; er ist auch kein guter Freund. Ein Bekannter ist nun so Einer, den man sehen und nicht sehen kann, ohne weiter an ihn zu denken. Ich habe ihrer leider! nicht wenige. Sie sind wie die Verläumder Shakespears, die, nach seinem Ausdrucke, den Ruhm Andrer berupfen:

Wer meine Zeit berupft, der stiehlt sich selbst nicht reich!
Mich stiehlt er arm.

Aus einem guten Bekannten wird zwar bisweilen ein Freund; aber wenn es bei der guten Bekanntschaft bleibt, so unterhalten wir sie bloß deßwegen, weil unser guter Bekannter doch einige nützliche und angenehme Eigenschaften hat. Leute, die sich in ihren Begriffen von der Freundschaft nicht höher schwingen können, als daß sie alle gute Bekannte

für Freunde halten, denken, daß nichts gewöhnlicher in der Welt als die Freundschaft sey. Wie betrügen sie sich! Unterdeß wird auch Der, welcher zur Freundschaft fähig ist, eine nicht zu kleine Anzahl guter Bekannten alsdann haben wollen, wenn er die Sache so einrichten kann, daß er nicht zu viel Zeit darüber verliert.

Ein guter Freund ist etwas Unreifes, etwas das unvollendet geblieben ist. Er hat verschiedene Eigenschaften, die zur Freundschaft gehören; aber die Anzahl Derer, die er nicht hat, ist auch nicht klein. Man wollte ihn gerne vollends zum Freunde ausbilden; aber es will nicht gehn. Er versteht, er fühlt einmal nur bis auf einen gewissen Grad. Ich habe oft Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen: daß eher aus einem guten Bekannten ein Freund wird, als aus einem guten Freunde, der dieß lange geblieben ist. Er ist zwar der Nächste nach dem Freunde, aber, wie Virgil sagt:

In weiter Entfernung der Nächste!

Ich habe noch keine Schrift von der Freundschaft gelesen, in welcher die Eigenschaften eines Freundes nicht durch ein Gemisch, durch kalte, durch weitschweifige und dann wieder übertriebne Beschreibungen wären verunstaltet worden. Der gebildete Verstand und das gebesserte Herz sind die beiden Grundsäulen der Freundschaft. Diese Grundsäulen haben einige sehr einfache Zierrathen: gewisse Züge eines Originalcharakters, ich meine, gewisse Wendungen des Verstandes und Herzens, die sich herausnehmen, die unterhaltend sind. Eine solche Freundschaft macht nur etwas weniger glücklich, als diejenige Liebe, die man allein darunter verstehen sollte, wenn man dieses so oft gemißbrauchte Wort ausspricht. Die Freundschaft und die Liebe sind zwei Pflanzen aus einer Wurzel. Die Letztere hat nur einige Blumen mehr.

Wenn ich sage, daß die Freundschaft, nach dem Bewußtseyn, unsre Pflicht ausgeübt zu haben, die zweite große Glückseligkeit ist, die wir nicht allein in dieser, sondern auch in der künftigen Welt genießen können, so glaube ich zwar beinahe Alles gesagt zu haben, was sich davon sagen läßt; aber wie Wenige sind glücklich genug, Dieß nicht für eine Chimäre zu halten. Unterdeß will ich gleichwohl noch ein Wenig von der süßen Chimäre reden.

Wenn man den meisten Glückseligkeiten, nach welchen so Viele mit solcher Heftigkeit laufen, ein Wenig näher und entschlossen, nichts als was wahr ist zu sehn, in's Gesicht sieht; was für wirkliche Chimären entdeckt man alsdann! Die gähnenden Besitzer dieser Glückseligkeiten mögen nur kommen und es mit der Glückseligkeit der Freundschaft auch so machen.

Es sollte meinen Freund und mich nicht wirklich glücklich machen, daß wir uns für Alles, was uns angeht, bis zu der geringsten Kleinigkeit, interessiren? daß wir nichts Geheimes für einander haben, sondern, unsrer beiderseitigen Verschwiegenheit gewiß, uns Alles (die beschworne Verschwiegenheit unsers Amtes und die einem andern Freunde versprochene oder auch nur von ihm erwartete machen hier allein eine Ausnahme) daß wir uns Alles mit der offensten Aufrichtigkeit anvertraun? daß mein Freund oft nicht wartet, bis ich seine Fehler entdecke, sondern daß er sie mir eher sagt? daß er haben will, daß ich so strenge gegen ihn seyn soll, als er gegen sich selbst ist? (welcher Rechtschaffene ist nicht streng gegen sich selbst?) daß er überzeugt ist, daß ich auch alsdann, wenn ich ihm meine Neigung am Lebhaftesten ausdrücke, die heilige Freundschaft nicht durch das Geringste von Dem, was zur Schmeichelei gehört, entweihe? Ich kann mich wohl

aus Liebe zu meinem Freunde irren, aber schmeicheln kann ich ihm nicht! Daß uns keine Freude natürlicher ist, als die Freude, uns zu sehen? und daß wir uns besonders deßwegen gern oft sehn, weil wir gern oft von Gott und der Religion mit einander sprechen? daß wir einander über diese höchstwichtige Sache immer mehr aufklären und uns bei der Hand unserm gemeinschaftlichen letzten Endzwecke zuführen? Wer die Heiterkeit, diese Ruhe und oft diese Hoheit der Seele nicht kennt, die bei solchen Unterredungen die Freundschaft gibt, wie wenig Glückseligkeit kennt Der!

Vielen wird alles Dieses zu ernsthaft vorkommen. Aber sind denn keine ernsthafte Freuden? Und, wenn keine wären, wo ist der Scherz scherzhafter, als unter Freunden? wo kann man sich der fröhlichen Laune, welche dem Scherze sein eigentliches Leben gibt, freier überlassen? Unter bloßen Bekannten sucht der Scherzende mehr zu glänzen als zu vergnügen; er muß überdieß immer in den Ketten gewisser Zurückhaltungen gehn, die Das, was er sagt, entkräften.

Ein Tanz, der in einer muntern Gesellschaft durch die Freude, in der man ist, unvermerkt veranlaßt wird, und ein prächtiger Ball, auf dem so mancher steife Tänzer schimmern will und der natürliche bisweilen muß, sind zwei eben so verschiedne Sachen, als der Scherz unter Freunden und unter Bekannten.

II.

Ich habe Ihnen, schreibt mir einer meiner neuesten Correspondenten, eine Anmerkung über Ihr Blatt von der Freundschaft zu machen, von welcher ich glaube, daß sie Ihnen nicht ganz unerheblich vorkommen wird. Ich denke, wie Sie, über die Freundschaft, ob ich gleich nicht so glücklich bin, Freunde zu haben: allein ich muß Ihnen ohne weitere Umstände gestehen, daß ich den Umgang der großen Welt der Freundschaft beinahe völlig an die Seite setze. Wenn ich vom Umgange der großen Welt rede, so verstehe ich alles Das darunter, was die Politesse nur Einnehmendes haben kann, und ich nehme dieses Wort zugleich in dem ganzen Umfange, in dem es ein Franzose braucht, der selber poli ist und also von der Sache urtheilen kann. Sie wissen, es ist alsdann ein vielbedeutendes Wort. Dieses vorausgesetzt, behaupte ich, daß die Freundschaft nur sehr wenige und vielleicht nicht allzugroße Vorzüge vor jenem Umgange habe.

Wie angenehm ist es, sich nicht allein niemals Etwas, das auch nur von Ferne einigermaßen beleidigen könnte, sondern fast immer Etwas zu sagen, das die Süßigkeit der feinen Schmeichelei hat, ohne ihren Gift zu haben; das uns, ohne uns in den Wolken schweben zu lassen, immer ein Wenig über uns selbst erhebt und uns in einem sanften Vergnügen über uns selbst auf eine reizende Art unterhält.

Ich weiß nicht, Freunde (ohne von Denen zu reden, die gar familiär gegen einander sind), Freunde sind zu naiv gegen einander. Sie sagen es sich so gerade heraus, daß sie sich lieben. Das nenne ich eine harte Art, wenn man

sich es so sagt. Zeichnung mögen sie wohl haben; aber Colorit haben sie nicht.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was es mir für ein Vergnügen macht, wenn ich in Gesellschaft von Leuten bin, die sich Alles, was sie sich sagen, auf eine so glückliche Art zuwägen, daß man es gar nicht merkt, daß sie die Wagschale in der Hand haben. Ein halbes Wort, das der Andere sagt, der Anfang einer Miene, wird hier zu Gewicht und verändert die Wagschale. Jeder kleine Umstand des Wohlstandes oder der Wendung, welche die Unterredung nimmt, hat hier seine Einflüsse. Federn ziehen nieder. Welch' Vergnügen, in einer solchen Gesellschaft zu seyn und selbst wägen zu können!

Freunde hingegen, ob sie gleich nicht ohne Anstand sprechen, sagen sich immer ihre völlige Meinung und sagen sie fast ohne alle Einkleidung. Verzeihen Sie mir, daß ich das Wort noch ein Mal brauche, es ist so was Hartes in diesem Allen.

Sie werden mir zugeben, man kann nicht immer, am Wenigsten in Gesellschaften, von wichtigen Dingen reden; daher müssen der Kunst, Kleinigkeiten zu Etwas zu machen, ihre Verdienste gelassen werden. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß mich die glückliche Ausbildung eines Nichts oft sehr hinreißt.

Sie sagen, daß der Scherz nirgends scherzhafter als unter Freunden sey. Vielleicht ist Dieß bisweilen wahr. Aber ich rede auch von solchen Kleinigkeiten, die nicht scherzhaft sind, und Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der freundschaftliche Umgang viel Ansprüche auf ihre Ausbildung zu machen habe?

Ich könnte Ihnen noch viel mehr über diese Sache sagen; aber ein Brief muß auch nicht gar zu lang seyn. Ueberhaupt muß ich Ihnen bekennen, daß ich so viel Geschmack an dem Umgange der großen Welt finde, daß mir der freundschaftliche zwar als eine wünschenswürdige, aber doch nicht als eine so unentbehrliche Sache, als Ihnen, vorkommt.

Mein Herr!

Wenn Sie mir erlauben wollen, mit dem harten Tone eines Freundes zu reden, so werde ich Ihren Brief, der mir in gewissen Betrachtungen sehr gefallen hat, umständlich beantworten. Vielleicht schmeichle ich mir nicht zu sehr, wenn ich glaube, daß ich die große Welt und diejenige Politesse kenne, die diesen gewiß nicht wenig bedeutenden Namen verdient, und vielleicht gestehen Sie mir, nach einer Anmerkung, die ich gleich machen will, diese Kenntniß zu. Wenn man dem Ausdrucke: „große Welt," seine Würde lassen will, so ist die Zahl Derer, die eigentlich dazu gehören, sehr gering. Wie sehr würde man ihm diese Würde nehmen, wenn man den ganzen Schwarm mit dazu rechnen wollte, dem bloß sein Stand und etwas von einer halbgebildeten Lebensart den Eintritt erlauben. Wenn Sie diese Anmerkung für wahr halten, so muß sich Ihr Vergnügen, das Sie in Ihren Gesellschaften finden, sehr verringern. Sie werden mir zugestehn, daß ich mich auf Ihre Materie völlig einlasse, wenn ich Ihnen noch sage, daß unter den Wenigen, welche die große Welt ausmachen, bisweilen Einer ist, der zur Freundschaft und zu jeder andern ernsthaften Sache gemacht, das Joch desjenigen Umgangs, der Ihnen so sehr gefällt, zwar bloß aus Pflicht, aber zugleich auf eine so

glückliche Art trägt, daß er Denen, die nur bis auf eine gewisse Weite sehn, Geschmack daran zu haben scheint.

Erlauben Sie mir, daß ich nun ein Wenig genau in der Beantwortung Ihres Briefes werde. Ich zweifle sehr, daß irgend eine Art von Schmeichelei ohne Gift sey. Vielleicht hat die feinste den schlimmsten. Es mag wohl süß genug seyn, sich immer ein Wenig über sich selbst erhoben zu fühlen; aber — ich sehe wohl, daß ich Ihnen zu streng vorkommen werde, und gleichwohl bin ich es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß diese Sache überhaupt sehr moralisch ist, und daß wir uns nicht genug hüten können, die Eitelkeit Anderer anzufeuern. Sie hat ohnedieß Nahrung genug in sich selbst.

Daß Freunde naiv gegen einander sind, lassen Sie noch so hingehen; aber daß sie auch familiär mit einander umgehen, Das beleidigt in Ihren Augen die feine Gezwungenheit der Politesse zu sehr. Ich sehe wohl, Sie haben niemals Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen, daß die Familiarität der Freundschaft einen gewissen ihr eignen Wohlstand beobachte. Und warum sollte man es sich nicht gerade heraussagen, daß man sich liebt? Kann es die wahre Neigung anders sagen? Zeichnung, ich bitte um Verzeihung, daß ich ohne alle Einkleidung rede, Zeichnung haben Sie gar nicht; und Colorit — es gibt verschiedene Arten derselben, gewiß keine natürliche!

Mir wird ganz angst dabei, wenn ich mir Ihr beständiges Zuwägen, wie unvermerkt es auch geschehen mag, recht lebhaft vorstelle. Welch' ein Vergnügen, sagen Sie, in einer solchen Gesellschaft zu seyn und selbst wägen zu können. Ich weiß nicht, ich habe immer an der Größe dieses Vergnügens ein Wenig gezweifelt; aber freilich, wenn man selbst wägen kann; doch sind nur sehr Wenige, die es recht können.

Ich weiß nicht, zu welchem erniedrigenden Zwange Sie Ihre Seele gewöhnt haben müssen, daß es Ihnen keine angenehme Vorstellung ist, Ihre völlige Meinung zu sagen? Wie beseelt es den Umgang der Freundschaft, wenn Keiner von seiner Meinung etwas zurückhält; aber zugleich nicht so sehr von derselben ist, daß er unbiegsam seyn sollte, sich von stärkern Gründen, als die seinigen sind, überzeugen zu lassen. Wenn ich mir diese Freimüthigkeit, diese Biegsamkeit und die Freude, daß unser Freund unserer Meinung wird, oder daß wir die seinige annehmen, als Gefährtinnen der Freundschaft vorstelle, so denke ich sie mir unter ihren Grazien.

Ohne von der glücklichen Ausbildung eines Nichts jemals hingerissen zu werden, sehe ich sehr wohl ein, daß man nicht immer von wichtigen Dingen reden könne, und daß die Geschicklichkeit, Kleinigkeiten zu Etwas zu machen, ihren Werth habe. Aber wie sonderbar ist es, so wie Sie, von einer Geschicklichkeit eingenommen zu werden, deren Anwendung in den meisten Fällen durch die Nothdurft veranlaßt wird.

Lernen Sie nur die Freundschaft aus der Erfahrung kennen. Sie hat, außer ihren scherzhaften Kleinigkeiten, auch noch andere, die viel unterhaltender als diejenigen sind, die Ihnen jetzt noch sehr gefallen. Nur die Neigung zu Dem, den wir lieben, kann eine Kleinigkeit, die er sagt, über ihre Sphäre erheben und machen, daß wir Geschmack daran finden, sie zu hören. Wenn wir aber nur in einer Gesellschaft von Bekannten, von guten Bekannten und von guten Freunden sind, so werden die Kleinigkeiten durch ihre Ausbildung noch kleiner. Wir bemerken, was sie eigentlich sind, desto mehr, je besser das Kleid ist, mit welchem sie ausgeschmückt werden, oder vielmehr, in welchem sie sich schleppen; denn

es muß ihnen, ihrer Natur nach, immer ein Wenig zu groß seyn.

Wie aufrichtig ich es mit Ihnen meine, können Sie daraus urtheilen, daß ich Ihnen wenigstens einen Freund wünsche. Ich sehe wohl ein, daß Sie nicht bedauert seyn wollen; unterdeß kann ich mich doch nicht ganz enthalten, Sie so lange ei Wenig zu bedauern, bis ich erfahren werde, daß Sie nicht mehr ohne Freunde sind. Machen Sie mir das Vergnügen, mir diese Nachricht, so bald Sie können, zu geben.

Ein Gespräch von der wahren Hoheit der Seele.

Ich hatte mich, weil mir der Schatten nirgends kühl genug war, über dem Aufsuchen dichterer Bäume ein wenig verirrt und mich endlich bei einem Busche niedergesetzt. Ich wollte lesen; aber ich blätterte nur. Denn Wen läßt der Anblick der schönen Natur lange lesen? Als ich mich auf diese Art zwischen meinen und meines Buches Betrachtungen theilte, so hörte ich einige Worte eines ernsthaften Gesprächs, und es währte gar nicht lange, daß sich Die, welche sich unterredeten, auf der andern Seite des Busches niedersetzten.

Ich will sie Damokles und Crito nennen. Ich glaube nicht, daß ich sie um Verzeihung zu bitten habe, daß ich ihr Gespräch drucken lasse, aber wie vielen meiner Leser habe ich es vielleicht, daß ich ihnen etwas so Unbekanntes und Dunkles wiederhole?

Damokles. Aber, wenn denn die Ehrbegierde eben deßwegen so verführerisch ist, weil sie so viel Schein vom Edeln und Großen hat, und man also wegen ihrer so starken Reizungen auf das Lebhafteste gegen sie streiten muß: was bleibt denn übrig, womit sich eine Seele sättigen kann, die diese Nahrung vor allen andern sucht?

Crito. Ich habe dir schon gesagt, und dir war es ohne Dieß schon bekannt, daß die Bestrebung nach großen Endzwecken und die Erreichung derselben die Belohnungen der Ehre nicht nöthig haben, den Durst einer Seele zu stillen, die ihren Werth fühlt.

Damokles. Aber der Beifall solcher Männer, wie du eben beschrieben hast?

Crito. Den suche. Allein wenn du ihn auch nicht erlangen solltest, so habe Muth genug zu glauben, daß du ihn verdienest.

Damokles. Dieses Suchen, dieser Muth — nein, Stolz ist es gewiß nicht; aber es ist doch Ehrbegierde.

Crito. Ehrbegierde, wenn du willst, nachdem man das Wort nimmt. Ich will dir sagen, was es ist. Es ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hoheit der Seele? Dieß Wort hat mir immer wie Musik geklungen. O, laß uns ein Wenig davon reden, Crito.

Crito. Wer kann ohne Enthusiasmus davon sprechen? Und wir wollen es doch gern mit philosophischer Kälte thun, wie ich glaube.

Damokles. Beides. Mit dieser überhaupt: und wenn wir uns nicht mehr enthalten können, mit Enthusiasmus.

Crito. Diese Hoheit ist nicht sowohl das Gefühl einer großen Seele, das sie von sich selbst hat, ob Dieß gleich auch mit in Betrachtung kommt; sie zeigt sich vielmehr durch gewisse Handlungen, wobei eine außerordentliche Ueberwindung unsrer selbst nöthig ist, am Meisten durch die Ueberwindung der Ehrbegierde, nicht des Stolzes (Das wäre ein zu kleiner Sieg für sie) und derjenigen Rache, die in den feinsten Forderungen der Ehrbegierde ihren Grund hat.

Damokles. Aber gleichwohl scheint sie, (denn ich zittre, mich irgend einer Art von Ehrbegierde zu überlassen) scheint sie mir eine Tochter der Ehrbegierde zu seyn.

Crito. Eine weise Tochter einer stets heftigen und oft ausschweifenden Mutter.

Damokles. Glaubst du meinen Philemon so gut zu kennen als ich?

Crito. Unsern Philemon bitte ich mir aus. Aber freilich haben Jahre dazu gehört, ehe ich ihn habe ganz kennen gelernt. Denn es lebt kein Mensch mehr, der so weit davon entfernt ist, die Entdeckung seines Charakters Andern aufzudringen.

Damokles. Und was sagst du sonst noch von ihm?

Crito. Daß ich ohne ihn keinen recht bestimmten Begriff von der Hoheit der Seele haben würde.

Damokles. Das ist sehr viel von ihm gesagt.

Crito. Es ist genug gesagt, aber nicht zu viel. Ich glaube, heute könntest du mich böse machen, ob ich mich gleich rühme, daß es meine Freunde niemals können. Kennst du ihn denn?

Damokles. Rede nur, so mag ich dich wohl böse sehn.

Crito. Hat er nicht immer jede kleinere Ehre verachtet und die größern jemals anders als Mittel zu wichtigen Endzwecken angesehn? Hat er sich jemals durch gleiche Begegnungen gerächt, wenn ihm Die ihren Beifall versagten, die er hochachtete, da es doch so sehr in seiner als in irgend eines Andern Gewalt war, sie auf eine feine Art zu erniedrigen? Ist er nicht immer ein unpartheiischer Beurtheiler ihrer Verdienste geblieben? Hat er sich jemals (so lerne ihn kennen!) den Vorstellungen von dem Triumphe dieser außerordentlichen Unparteilichkeit lebhaft überlassen? Kennst du ihn nun?

Damokles. Nun habe ich —

Crito. Warte, ich habe noch mehr zu sagen. Er hat sich niemals an Denen, die er eben nicht Ursache hatte hochzuachten, und die schwach genug waren, ihn oft sehr zur Rache

zu reizen, er hat sich sogar alsdann niemals an ihnen gerächt, wenn sie sein Stillschweigen, sein immer gleiches Betragen gegen sie, für Schwäche hielten. Und wo ist eine lebhaftere Reizung zur Rache, als hier?

Damokles. Mir wird ganz heiß dabei, wenn ich mir diese Reizung vorstelle.

Crito. Und unserm Philemon noch heißer, um sie zu überwinden. Und er überwindet sie.

Damokles. Das ist viel, sehr viel, mein theurer Freund. Mir schwindelt, wenn ich ihm bis in seine Höhen nachsehe.

Crito. Ja, es ist viel. Zur Ueberwindung vieler andern Leidenschaften gehört Größe, aber dieß ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hat er viel an sich arbeiten müssen?

Crito. Eine Seele, wie die seinige, ist beständig in Arbeit gegen sich selbst. Du kennst seine heftige Lebhaftigkeit. Er flammt nicht, er glüht. Und dann sein sanfter Charakter! Dieß ist sein beständiger Sieg über sich selbst.

Damokles. Ich kann mich nicht mehr enthalten, dir zu sagen, daß ich dich nun dahin gebracht habe, wohin ich dich bringen wollte. Du hast den Philemon und dich sehr richtig beschrieben.

Crito. Mich? — Ich habe nicht an mich gedacht. Doch glaube mir, wenn ich einst werde sagen können: Ich bin wie Philemon; so will ich dir es sagen, weil du mich kennst und mich nicht eitel nennen wirst. Doch, laß uns nun von etwas Anderm sprechen.

Damokles. Du eitel? Du, der stolz zu seyn verachtet, und die Ehrbegierde nur in sofern an sich duldet, als sie ein Mittel zu großen Zwecken ist?

Gespräche von der Glückseligkeit.

I.

Sie haben mich bisher so gut geleitet, sprach der Jüngling Philobulus zu seinen beiden Freunden, Mesus und Aristus, daß es mir sehr natürlich geworden ist, mich in allen Sachen, die mir wichtig sind, an Sie zu wenden. Wenn ich wüßte, daß sie jetzt eben geneigt wären, etwas weniger lakonisch zu seyn, als Sie gewöhnlich sind, so möchte ich wohl eine Hauptfrage an Sie thun, deren Entscheidung mich sehr nahe angeht.

Mesus. Ich hasse alle Vorreden, auch die kurzen. Ihre Frage also.

Philobulus. Meine Frage soll gleich kommen; aber noch ein wenig Vorrede müssen Sie mir erlauben. Ich muß Ihnen noch ein Mal danken, daß Sie mir geholfen haben, meine jetzige Lebensart zu erwählen. Eins wundert mich nur, daß ich meine Frage nicht vor dieser Wahl gethan habe und daß ich nicht von Ihnen veranlaßt worden bin, sie damals zu thun.

Mesus. Wenn ich Ihre Frage wüßte, würde ich mich mit Ihnen wundern oder auch nicht wundern

Aristus. Sie sehen, mein lieber Philobulus, daß Ihre Bitte um etwas weniger Lakonismus eben keinen tiefen Eindruck gemacht hat.

Philobulus. Ich getraue mir nicht, Ihnen zu antworten. Mesus möcht' es für eine neue Vorrede halten. Meine Frage ist diese: darf ich es unternehmen, glückselig in der Welt werden zu wollen? Oder muß ich es mir zur Pflicht machen, nur (ich habe kein rechtes Wort zu meinem Begriffe, es ist so Etwas in der Mitte zwischen Elend und Glückseligkeit), nur zufrieden zu seyn?

Mesus. Die Pflicht noch bis jetzt bei Seite, was möchten Sie denn von Beiden am Liebsten?

Aristus. Was er von Beiden am Liebsten möchte? Werden, was ich bin, glückselig. Und das Bestreben darnach ist seine Pflicht.

Mesus. Ich will mich in keine Untersuchung Ihrer Glückseligkeit einlassen. Das wäre nicht freundschaftlich von mir gehandelt, wenn ich Ihnen herausgrübelte, daß —

Aristus. Meine Glückseligkeit kann die strengste Untersuchung aushalten, besonders deßwegen, weil Sie mich ganz verstehen, wenn ich sie Ihnen ganz beschreibe.

Mesus. Nun gut! So sey es denn möglich, daß man bisweilen glückselig seyn könne. Ich bin es ja selbst einmal gewesen. Aber ist denn die Ausnahme, die seltne Ausnahme die Regel? Wollen wir denn unsern geliebten Philobulus mit diesem Phantom auf den großen Schauplatz des Elends hinaus schicken? Und wollen wir ihm den Weg zur Zufriedenheit dadurch geradezu abschneiden, daß wir ihn reizen, nach Glückseligkeit zu streben?

Philobulus. Ach, meine Freunde! so wären denn die süßen Träume meiner gewiß glückseligen Kindheit von einer künftigen, noch größern Glückseligkeit....

Mesus. Fasse Muth, mein Philobolus, du bist ja sonst muthig. Ist dieß Leben denn etwas Anders, als ein Gang zum Grabe? und kann denn der Gang zum Grabe mit etwas Anderm, als Nacht umringt seyn?

Aristus. Schauplatz des Elends.. Gang zum Grabe.. Nacht... Dieß hat gewiß Ihr Young gesagt, oder würde sich doch, wenn er es hörte, betrüben, daß er nicht auch dieses Dunkle über sein schwarzes Gemälde von dem menschlichen Elende ausgebreitet hätte.

Mesus. Ja, mein Young, aber auch Ihrer. Denn wie sehr lieben Sie ihn nicht!

Aristus. Freilich lieb ich ihn; und ich möchte sagen, noch mehr als Sie, weil ich ihn, wenn ich es recht bedenke, wegen seiner schwarzen Abbildung des menschlichen Elends eigentlich hassen sollte.

Mesus. Einen Engel hassen, und zwar deßwegen, weil er die Wahrheit sagt?

Aristus. Ja, gewiß viele große, erhabne, himmlische Wahrheiten; aber in Absicht auf den Punkt, wovon ich rede, nur die Wahrheit seiner Empfindung.

Mesus. Wenn nun aber seine Empfindung die Sachen völlig so, wie sie sind, nicht stärker und nicht schwächer fühlte....

Aristus. Das ist eben die große Frage unter uns.

Mesus. Ach, Aristus, wenn nur nicht fast alle Begebenheiten, die wir erlebt haben und die uns näher angingen, wider Sie entschieden! Wenn z. E. die Glückseligkeit der Freundschaft und der unschuldigen Liebe so oft, und nach so kurzem Genusse, von dem Tode unterbrochen wird: was sollen wir uns alsdann von der Erlaubniß, nach Glückseligkeit zu streben, für Vorstellungen machen? In drei

Jahren vier noch lockre Gräber von Freunden! Oder soll ich Sie an diesen für mich so großen und für Sie nicht kleinen Verlust lieber nicht erinnern? . .

Philobolus. So oft verliert man Freunde, und so früh kann ich Sie verlieren?

Mesus. Muth, edler Jüngling! Wir reden ja nur von diesem Leben. Wie bald ist oft dieser Traum ausgeträumt!

Aristus. Ja, Muth, meine Geliebten, aber auch Dankbarkeit gegen den großen Geber, der uns, auch in diesem Leben, nicht selten lange glückselig macht.

Mesus. Wer dankt Ihm lieber, als ich? Mit weniger Anhänglichkeit an mich selbst, danke ich Ihm, so viel es meine Schwachheit zuläßt, für Alles.

Philobulus. Wie zittert mein Herz, Aristus, daß Sie von unsers Freundes Meinung werden.

Aristus. Ich sehe, Sie haben einen Hang nach seiner Seite hin. . . . Ja, Mesus, für Alles! Aber vornämlich müssen wir uns bestreben, glückselig zu seyn, um Ihm auch dafür danken zu können. Sie kennen Shakespears berühmten Vers:

To be, or not to be, that is the question!

Ich wende ihn für uns so an:

Glückselig, oder nicht glückselig zu seyn, das ist die große Frage?

Mesus. Und wie wird die große Frage von der Erfahrung entschieden? Durch Elend auf der tiefsinkenden Wagschale.

Aristus. Wir müssen, wie mich däucht, ein wenig kälter seyn, wenn wir etwas ausmachen wollen.

Mesus. Ich dächte Sie kennten mich. Wer mag so gern mit kaltem Blute von wichtigen Dingen sprechen, als

ich? Was soll ich Ihnen, oder was wollen Sie mir erweisen? Doch ehe wir uns auf irgend einen Erweis einlassen, werden Sie mir zugestehn, daß Derjenige nicht wenig verlange, der nach Glückseligkeit strebt. Der Besitzer der Glückseligkeit gehet seinen Weg zwischen dem ausschweifenden Forderer, der kein Mensch mehr, der ein Engel seyn wollte, und zwischen dem Genügsamen, der in diesem Leben alle Ansprüche auf Glückseligkeit aufgegeben hat. Sie sehen leicht, daß ich hier nicht von dem Unwissenden und Kaltsinnigen rede, der aus Mangel der Fähigkeit zur Glückseligkeit genügsam ist.

Aristus. Ich setze Dasjenige, was den großen Namen Glückseligkeit verdient, an eben diese Stelle.

Mesus. Und bis dahin könnten wir gelangen?

Aristus. Ja, wenn wir mit anhaltendem Eifer darnach streben.

Mesus. Also hilft, nach Ihrer Meinung, Schnellseyn zum Laufen?

Philobulus. Darf ich Sie einen Augenblick unterbrechen, meine Freunde? Welche Arten von Glückseligkeit halten Sie für die vorzüglichsten?

Aristus. Wollen Sie ihm diese Arten nennen?

Mesus. Sie haben mehr Recht dazu, weil Sie sich für glückselig halten.

Aristus. Man sollte denken, Sie kennten nicht einmal die Theorie der Glückseligkeit.

Mesus. Vielleicht habe ich diese Theorie nur zu sehr studirt, und vielleicht ist dieser Umstand eine von den Ursachen, warum ich nicht glückselig bin . . . Die erste von allen ist das Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben. Sie wollen jetzt zwar nur die verschiedenen Arten der Glückseligkeit von mir hören, aber es ist mir unmöglich, nicht hinzuzusetzen:

Wer kann jemals dahin kommen, daß er sich hier nur einigermaßen genug thue? Wer kann sich hier nur bis zur Zufriedenheit erheben? — Doch, ich gehe weiter. Der wäre gewiß sehr glückselig, der in Betrachtung der Wahrheiten, die uns am Nächsten angehn, ich sage, nicht aller dieser Wahrheiten, nur der meisten, durch das große Labyrinth des Grübelns bis zur Gewißheit durchdränge. Nur einen Punkt zu berühren. Welche Marter ist es, die Arbeit, uns selbst völlig zu kennen, mit so wenigem Erfolge so oft von Neuem zu unternehmen! Der Freundschaft und der edlern Liebe haben wir schon vorher erwähnt. Welche reiche Quellen sehr wesentlicher Glückseligkeiten! Aber wie selten finden sich Freunde und Liebende, die für einander gemacht sind! Und wenn sie sich finden, meinst du, Philobulus, daß der Tod dann lange säumen werde?

Philobulus. Sie erschrecken mich.

Mesus. Kann ich's ändern? Und wenn denn der Tod auch säumte, entsteht denn nicht oft eine lebhafte Befürchtung desselben bei den kleinsten Veranlassungen? oder eine gewisse dunkle Ahnung (wenn diese sich nur nicht auf so viele Exempel gründete!), daß eine so große Glückseligkeit nicht lange dauern könne, oder Vorwürfe, die wir uns machen, daß wir ein Mitgeschöpf zu sehr lieben, die allerdings oft gegründet seyn können, die aber auch oft übertrieben werden, weil uns der Geber hier viel erlaubt, wenn uns nur lebhafter und oft wiederholter Dank zu ihm erhebt?.. Und was sind noch für Glückseligkeiten übrig? Eine von den großen Glückseligkeiten wäre, nicht zu sehr eingeschränkt in Absicht auf das Wohlthun zu seyn. Aber welcher Gewissenhafte kann reich werden, wenn er nicht erbt, oder ganz ungewöhnliche Folgen seiner Einrichtungen und seines Fleißes erlebt?...

Und die Ehre? Wenn es auch erlaubt wäre, sich den Vorstellungen von ihr mit Anhänglichkeit zu überlassen, was ist sie? Sie bleibt freilich ein Mittel zu wichtigen Zwecken; doch von dieser Seite betrachte ich sie jetzt nicht. Was ist sie an sich selbst? Wer sind denn die Leute, die ehren können, wenn man nur einigermaßen verwöhnt ist, nicht so geradezu vorlieb zu nehmen.

Aristus wollte eben anfangen zu reden, als Alphius dazu kam und machte, daß sie die Fortsetzung ihrer Unterredung bis auf eine andre Zeit aufschieben mußten. Glückselig ist der, fing Alphius an, der ferne von Geschäften sein väterliches Gut mit eignen Rindern pflügt, der . . er schwatzte noch Vieles von dieser Art, indem er zugleich einen Ueberschlag machte, wie er seine Kapitale umsetzen wollte.

II.

Der Wuchrer Alphius befreite endlich die kleine Gesellschaft, die sich von der Glückseligkeit unterhielt, von seiner Gegenwart. Sie hatten ihn fast immer allein reden lassen. Nun fuhren sie, ohne seiner weiter zu erwähnen, in ihrem Gespräche fort.

Aristus. Lassen Sie mich eine Hauptanmerkung machen, meine Freunde! Wir Menschen sind geborne Vergrößerer. Wenn wir glücklich sind, so vergessen wir fast ganz, daß es auch Unglück gebe; und wenn wir unglücklich sind, so vergessen wir beinahe aller Glückseligkeit, die wir genossen haben, und wahrscheinlich künftig noch genießen werden. Sie werden mir Dieß zugestehn, Mesus.

Mesus. Ich gestehe Ihnen Dieß so sehr zu, daß ich uns eben deßwegen für noch unglücklicher halte. Wir sind gewöhnlich so oft und so lange unglücklich, daß, gegen die Empfindung unsers Zustandes, die Vorstellung der geringen vergangnen und etwa zukünftigen Glückseligkeit (ich rede nur von dieser Welt) ganz und gar nicht aufkommen kann.

Aristus. Nicht die Menschen überhaupt sind gewöhnlich oft und lange unglücklich, sondern nur Diejenigen unter ihnen, die entweder zu viel Glückseligkeit fordern, oder die ihnen gegebne durch trübe Vorstellungen sich weniger genießbar machen.

Mesus. Wenn wir die Erfahrung fragen, so ist fast Keiner von Denen, die zur Glückseligkeit fähig sind, dem sie, wenn er einige genießt, ihre Unvollkommenheit und ihre oft so gar kurze Dauer nicht so sehr schwäche, daß er, wenn er es recht betrachtet, bloß zufrieden, nicht aber glückselig ist. Und wenn auch Dieß nicht wahr wäre (wie wahr ist es gleichwohl), was ist denn hier unten bei uns im irdischen Leben der Genuß eines so oft und heiß gewünschten, so lange gehofften und endlich erlangten Gutes?

Aristus. Glückseligkeit!

Mesus. Ach, spotte unsers Elends nicht. Dieser Genuß ist weiter nichts, als ein Anlaß zu neuen Wünschen und neuen Hoffnungen, die mit viel lebhaftern Befürchtungen des Gegentheils unaufhörlich kämpfen müssen, und dann wieder ein solcher Anlaß und wieder einer! Lauter Anlässe ... bis endlich der Tod die mühselige Arbeit nach Glückseligkeit unterbricht.

Philobulus. Dieß scheint mir eins von den besondern Räthseln in der menschlichen Natur zu seyn, daß die Hoffnung froher als der Genuß und die Furcht trauriger als das wirkliche Elend ist.

Mesus. Du verlangst doch nicht, daß ich dir es auflösen soll? Wie unglücklich ist Derjenige nicht, auf den die Furcht lebhafter als die Hoffnung wirkt. Und gleichwohl ist er der Scharfsichtigere. Denn es ist wirklich mehr Elend in der Welt, als Glückseligkeit.

Philobulus. So muß man ein Philosoph seyn und sich weder auf Furcht noch auf Hoffnung einlassen. Denn weder die eine noch die andre entscheiden etwas bei der Sache.

Mesus. Ich merke, du wolltest wohl auf der dünnen Linie, die zwischen beiden gezogen ist, durchwischen.

Philobulus. Das möcht' ich wohl.

Mesus. Und ich nicht. Denn ich bin lange davon zurückgekommen, nach dem Unmöglichen zu verlangen.

Aristus. Man muß sich auf beiden Seiten an der Linie halten.

Mesus. Wenn du ein rechter Behaupter der Glückseligkeit bist, so mußt du auf der Seite der Hoffnung weit von der Linie wegfliegen. Denn, arm am Genusse, und noch ärmer durch den Genuß, was habt ihr viel Anders als Hoffnungen? Und sogar diese oft so falschen Hoffnungen kann man sich nicht einmal machen, wenn man nicht mit der Fähigkeit, gern zu hoffen, geboren ist. Die Furcht und die Hoffnung, zwei zanksüchtige Schwestern, denn wie verschieden sie auch sind, so sind sie doch Töchter der Zukunft; sie theilen sich in die Beherrschung des menschlichen Geschlechts: allein die Herrschaft der Furcht ist ausgebreiteter, denn das Elend verschafft ihr sehr folgsame Unterthanen. Wenn wir geboren werden, so rührt uns die Eine und die Andre mit ihrem Zauberstabe an. Die, welche uns zuerst berührt, ist die Beherrscherin unsers Lebens. Die beiden großen Laufbahnen, worauf es immer Nacht vor uns ist, sind durch eine dünne

Linie von einander gesondert. Wer sich unterstehen wollte, auf dieser Linie zu gehen, Der würde sich vergebens herausnehmen, mehr als ein Mensch seyn zu wollen. Auf der Seite der Furcht wird es immer abhängiger, je weiter wir uns von der mittelsten Linie entfernen und zuletzt ist nichts als Abgrund an Abgrund. Auf der Seite der Hoffnung sind in gleicher Entfernung von der Mittellinie hohe Gebirge, worauf es oft schimmert und auf denen die ersten Lieblinge der Hoffnung leicht fortschlüpfen.

Philobulus. Wer wird wohl, wenn nun die Zeit der ungewissen Zukunft vorüber ist, am besten daran seyn, Diejenigen, die zu viel gefürchtet, oder Die, welche zu viel gehofft haben?

Mesus. Mich däucht, die Ersten. Denn, ob sie gleich oft an tiefen Abgründen vorbeigegangen sind, so haben sie zugleich den großen Vortheil einer strengen Selbstbeurtheilung gehabt.

Aristus. Aber die Hoffnung feuert zu größern Thaten an.

Mesus. Und zugleich zu einer größern Zufriedenheit mit diesen Thaten. Und wie gefährlich ist die Zufriedenheit mit sich selbst, ehe man am Ende der Laufbahn ist!

Aristus. Aber die Furcht kann leicht eine Krankheit, und also schädlich werden.

Mesus. Die Hoffnung auch. Dazu kommt noch, daß der an der Hoffnung Kranke seine Krankheit nicht so leicht fühlt, als der Andere.

Philobulus. Wenn wir die Art zu denken, mit welcher wir uns die Zukunft vorstellen, bei Seite setzen, ist denn im Genusse des Gegenwärtigen keine Glückseligkeit?

Aristus. Was auch Mesus für finstre Anmerkungen bei Dem, was ich zu sagen habe, machen wird, so will ich dir doch meine Meinung sagen, Philobulus.

Mesus. Ich kann es nicht läugnen, wie ich die Wahrheit kenne, so sieht sie bisweilen ein Wenig finster aus.

Aristus. Wenn wir unsre Pflicht auch nur unvollkommen gethan haben, so sind wir . . . glückselig.

Mesus. In welch Labyrinth, aus dem uns kein Leitfaden führen würde, würden wir uns verlieren, wenn wir hier den Begriff einer verzeihbaren und nicht zu verzeihenden Unvollkommenheit entwickeln wollten.

Aristus. Nicht alles Schwere ist deßwegen auch ein Labyrinth ohne Leitfaden . . . Die Geschäftigkeit und die Arbeitsamkeit, die mit der Ausübung unserer Pflichten verbunden ist, ist auch eine Glückseligkeit.

Mesus. Kann zu unserer Gesundheit und Zufriedenheit Vieles beitragen.

Aristus. Nicht allein hierzu. Ist denn unsere ausgeübte Pflicht nicht die Bedingung, unter welcher wir die Glückseligkeiten der zukünftigen Welt hoffen dürfen?

Mesus. Sobald Sie von der zukünftigen Welt reden, habe ich nichts mehr zu sagen; denn ich rede nur von dieser. Doch fahren Sie fort. Ich möchte gern überzeugt werden.

Aristus. So unvollkommen wir auch unsere Pflicht thun, so können wir uns doch wegen unsrer Unvollkommenheit beruhigen, wenn wir uns aufrichtig genug bestreben, sie uneigennützig, Das ist, bloß deßwegen zu thun, weil sie unsre Pflicht ist. Das Bewußtseyn, sie allein deßwegen gethan zu haben, ist schon eine große Glückseligkeit.

Mesus. Sollte das Bewußtseyn dieser Uneigennützigkeit nicht schon der Anfang einer Schmeichelei seyn, die wir uns

selbst machen? Und sobald wir uns schmeicheln, so verwelkt diese zarte Pflanze, wie Pope die Glückseligkeit nennt. Ein leiser Hauch kann sie welk machen. Doch fahren Sie fort.

Aristus. Sie sehen einen Mann vor sich, den auch Ihre feinsten Grübeleien nicht erschrecken.

Mesus. Nicht erschrecken. Armer Aristus, wissen Sie auch, daß man bei gewissen Gelegenheiten zu viel Muth haben kann? Soll ich noch mehr sagen?

Aristus. Sagen Sie noch mehr.

Mesus. Wenn wir nun Etwas thun, weßwegen wir uns Vorwürfe zu machen haben?

Aristus. Soll ich Sie in die Religion, die Sie so sehr kennen, hineinführen?

Mesus. Wir wollen hernach von der Religion reden. Fahren Sie jetzt fort, den Philobulus zu überzeugen, daß er hier glückselig werden könne.

Aristus. Unser Philobulus hat schon einen ziemlichen Weg auf dem weiten Felde der Wißbegierde zurückgelegt, und er ist auch schon im Stande, an denjenigen Vorstellungen Geschmack zu finden, die das Wissenswürdige schön abbilden. Welche reiche Ernte ist hier.

Mesus. Ja, gewiß ein großer Reichthum, wenn das Herz ruhig ist. Aber wie kann es ruhig seyn, wenn es bei den wichtigsten Objecten der Wißbegierde sich nicht bis zur Gewißheit durcharbeiten kann. Wenn auch diese Zweifelsucht eine Krankheit wäre, sind wir deßwegen weniger unglücklich, weil sie eine Krankheit ist? Man nenne es Krankheit oder anders, was ist es denn in uns, das auch dann, wenn wir viele Wahrscheinlichkeiten vor uns haben, so heftig, so unbezwingbar in uns strebt, noch gewisser zu werden.

Aristus. Es ist eine Forderung unserer Natur, die einmal befriedigt werden wird. Unterdeß werden Sie mir zugestehn, daß es Erweise gebe, die uns überzeugen können.

Mesus. Ja, aber nur zu der Zeit, wenn wir an der Zweifelsucht nicht krank sind.

Aristus. Oder vielmehr, wenn wir unsere Forderungen, jetzt schon fast Alles zu wissen, einschränken. Und wir können sie einschränken, weil wir hoffen dürfen, daß eine Zeit kommen wird, in welcher wir sehen werden, daß sie nicht vergebens da gewesen sind.

Mesus. Sie haben Recht; aber wir denken zu selten daran, daß es auch hier unsere Pflicht ist, uns zu mäßigen; denn uns kommt nichts unschuldiger vor, als uns unserer Wißbegierde völlig zu überlassen.

Aristus. Ich komme zu den Glückseligkeiten, die uns die Freundschaft und ihre Schwester, die Liebe geben, oder vielmehr nicht ihre Schwester; denn Freundschaft und Liebe sind im Grunde einerlei. Wer sie ein Wenig unterscheidet, hat nicht Unrecht; wer sie aber zu sehr unterscheidet, kennt Beide nicht. Sie werden doch nicht läugnen, daß hier Freuden aufkeimen, die . . . ich rede von der Harmonie und der Neigung der Seele, die . . .

Mesus. Warum denken Sie so lange nach? Die — Sie getrauten sich nicht einmal zu sagen: Aufblühen — die in jener Welt Früchte tragen.

Aristus. Ist es Ihnen denn gleichgültig, daß Sie hier schon in dem Keime (ich darf nicht Blüthe sagen; sonst würden Sie gleich Etwas wider mich herausgrübeln) die Frucht zum Voraus genießen.

Mesus. Weil ich heute einmal bei Ihnen in dem Verdachte eines Grüblers bin, so möchte ich Ihnen gar zu

gern eine Chicane über das viel zu starke Wort genießen machen. Sie müssen sich solcher starken Ausdrücke enthalten, wenn Sie Friede mit mir haben wollen.

Aristus. Ach, mein Freund, ich möchte unsere Unterredung lieber abbrechen; denn ich muß Ihnen sagen, und wollte Sie doch nicht gern daran erinnern, daß Sie damals, da sie auf die Art, von welcher wir reden, glückselig waren, nicht chicanirt haben würden.

Mesus. Sagen Sie Alles, was Sie wollen. Wird es denn nicht nach dem schweren Traume Morgen werden? Also können Sie mir sagen, was Sie wollen.

Aristus. Ich will gleichwohl davon abbrechen...... Wir müssen uns niemals beklagen, daß wir nicht so viel Wohlthaten erweisen können, als wir wünschten. Wenn man thut, was man kann, so hat man genug gethan. Engel können nicht mehr thun, sagt Young.

Mesus. Aber Der, der mehr Gutes thun kann, hat mehr Freuden.

Aristus. Wer sich bewußt ist, daß er in glücklichern Umständen mehr Gutes gethan haben würde, hat eben so viele Freuden.

Mesus. Kann er gewiß seyn, daß er es haben würde? wie schwach sind wir oft!

Aristus. Sie wollen auch aller Sachen gar zu gewiß seyn.

Philobulus. Mesus schien mir neulich von der Ehrbegierde zu strenge zu urtheilen.

Aristus. Ich denke wie er davon, nur mit dem einzigen Unterschiede, den er vielleicht bloß vergessen hat, nämlich daß es unter Denen, welche die Ehre austheilen, oft Einige gibt, deren Beifall eine wirkliche Glückseligkeit ist.

Philobulus. Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen werden, meine Freunde, aber ich muß es Ihnen gerade heraus bekennen, daß die Vorstellungen von der Ehre Etwas sind, das mir sehr zur Glückseligkeit zu gehören scheint.

Aristus. Verschweigen Sie uns nichts.

Philobulus. Ich weiß nicht, wie mir ist, wenn ich die Namen Derjenigen nennen höre, die unsterblich geworden sind. Sie klingen mir wie Musik. Sie kennen Denjenigen, welchen das Gemälde von der marathonischen Schlacht nicht schlafen ließ. Mich lassen die Werke Derjenigen, ohne welche selbst solche große Thaten unbekannt seyn würden, nicht schlafen.

Mesus. Armer Philobulus! Auf diese durchwachten Nächte der Ehrbegierde folgen schlaflose Nächte der Reue, daß man sich die Mühe hat geben können, solchen Phantomen nachzulaufen.

Aristus. Drücken Sie ihn nicht so nieder, Mesus, lassen Sie ihn wachen. Ich habe nichts wider ihre schlaflosen Nächte, Philobulus, wenn Sie sie auch mit dazu anwenden, daß Sie sich eine Pflicht daraus machen, Diejenigen, die Ehre ertheilen können, so sehr zu lieben, daß Sie den Beifall derselben, aus Neigung zu ihnen, wünschen. Auf diese Art wird die Ehrbegierde eine Pflicht der Menschlichkeit.

Philobulus. Sie schweigen, Mesus. Haben Sie uns nichts mehr zu sagen?

Mesus. Ueber diesen letzten Punkt eben nichts; aber noch sonst etwas. Alle angeführten Arten der Glückseligkeit sind nichts; wir können keinen Antheil daran nehmen, wenn die erste, nämlich das Bewußtseyn, unsere Pflicht gethan zu haben, uns nicht eine gegründete Hoffnung gibt, die Glückseligkeit einst zu erlangen, welche die Religion verheißt. Die

Religion ist das letzte Ziel, wohin alle unsre Gedanken und Handlungen gehen müssen. Wer Dieß noch nicht gelernt hat, Der weiß nichts, Der kennt weder sich selbst noch Gott, und Der ist zu keiner eigentlichen Glückseligkeit fähig.

Aristus. Sie gestehen also zu, daß es Glückseligkeit gebe?

Mesus. Das habe ich ja vom Anfange zugestanden; nur habe ich zugleich angemerkt, daß bald Elend, bald Zufriedenheit die Regel, und Glückseligkeit die seltene Ausnahme sey. Denn der Grund, worauf wir gern ein großes Gebäude von Glückseligkeiten aufführen wollten, ist gar zu schwach. Die Bedingungen, unter welchen wir, ich sage nicht, Gott gefallen, sondern der Vergebung gewiß bleiben, welche wir der Gnade unsers großen Erlösers zu danken haben, sind unsre gute Handlungen. Unsere gute Handlungen aber . . . Es ist kein schwarzes Gemälde, allein es liegt eine sehr ernsthafte Wahrheit darin, wenn Young sagt: Vergib mir meine Sünden und meine Tugenden dazu, diese kleinern halbbekehrten Fehler!

III.

Philobulus. Ich weiß nicht, ich bin seit unsern letzten Unterredungen nicht so ruhig, als ich vordem war. Bei weniger Hoffnung, als ich sonst hatte, glückselig zu werden, fühle ich noch eben das starke Verlangen nach Glückseligkeit.

Mesus. Das gehört mit zu unserm Lose, daß wir dieses Verlangen so selten unterdrücken können.

Aristus. Und auch Das gehört dazu, daß es oft schon hier über unser Wünschen, wenn wir anders vernünftig wünschen, erfüllt wird. Doch genug hiervon. Sie sollen mir meine heutige Freude nicht unterbrechen, Mesus.

Mesus. Sie haben Recht. Denn ich sogar freue mich heute.

Aristus. Wie sich unsers Philobulus Gesicht aufheitert, daß Sie sich freuen!

Philobulus. Sie haben meine Hoffnung übertroffen, Mesus. Denn ich dachte nicht, daß Sie so weit kommen würden.

Mesus. Sie müssen sich auch nicht zu trübe Vorstelluugen von mir machen. Es sind Wenige, die einen so empfindlichen Antheil an der öffentlichen Glückseligkeit nehmen als ich. Wie wallt mir schon mein Herz, wenn ich mir nur eine Familie als glücklich vorstelle, und wie wird es hingerissen, wenn ich mir eine ganze Nation so denke!

Aristus. Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe, wenn Sie so sind, wie jetzt.

Mesus. Also haben Sie mich denn nicht so lieb, wenn ich anders bin?

Aristus. Eben so lieb, aber nur auf eine andere Art.

Mesus. Eben so lieb . . .

Aristus. Wir müssen hiervon aufhören, sonst grübelt er was Unfreundschaftliches aus Dem heraus, was ich gesagt habe.

Mesus. Ich sehe wohl, wenn man einmal in der Freundschaft für einen Herausgrübler gehalten wird, so hat man immer Unrecht. Heute will ich Das so hingehen lassen.

Aristus. Ich lasse Sie heute nicht von mir, Das versteht sich. Wir wollen uns so recht für uns freun. Ich habe die besten Anstalten gemacht, daß uns Niemand stören soll.

Mesus. Ich liebe überhaupt diese geräuschlose Freude. Aber wird unsre heutige durch kein Wölkchen überzogen werden? Sie wissen wohl, daß ich zu den Leuten gehöre, die nicht vergessen, und bei welchen gewisse Eindrücke durch die Zeit stärker werden.

Aristus. Aber heute müssen Sie vergessen.

Mesus. Heute am Wenigsten, weil mir Dieß eine Veranlassung wird, mich desto mehr zu freuen. Wir werden die Glückseligkeit des heutigen Tages, an welchem uns unser so sehr geliebter König gegeben worden ist, desto lebhafter genießen, je lebhafter wir uns diejenigen Tage vorstellen, an welchen er uns genommen werden konnte.

Philobulus. Kaum mag ich mir diese Tage zurückdenken. Welche Gefahr! Ach, was würde uns der heutige gewesen seyn, wenn . . .

Aristus. Wie können wir der göttlichen Vorsehung genug danken, die ihn uns erhalten hat!

Mesus. Wir müssen die Schwäche unsers Danks durch öftere Wiederholung desselben einigermaßen ersetzen.

Philobulus. Auf welche Art danken wir am Besten, meine Freunde?

Mesus. Wenn wir, ein Jeder nach den Veranlassungen, die er hat und sich machen kann, zur Erfüllung der väterlichen Absichten unsers Königs etwas beitragen. Wie leicht muß uns dieser Vorsatz und die Ausführung desselben werden, wenn wir uns recht lebhaft vorstellen, daß er unser Vater ist. Denn Dieß ist er in viel eigentlicherm Verstande, als

der Redner oder Derjenige das Wort braucht, der Inscriptionen der Denkmäler macht.

Philobulus. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, meine Freunde, was es mir für ein süßer Gedanke ist, daß wir den König so recht von ganzem Herzen unsern Vater nennen können. . . . Du sahest eben ungewöhnlich heiter aus, Mesus?

Mesus. Das macht, ich verliere mich in einem sehr freudigen Gedanken. Ich dachte mir den Vater einer Familie, die er glücklich macht. Ich eilte zu einem Vater so vieler Familien fort, als zu einer ganzen Nation gehören, die er glücklich macht. Nun wurde die Erde klein und das ganze menschliche Geschlecht zu einer Familie. Zu dieser einen, vielleicht sehr kleinen Familie dachte ich mir die unzählbaren andern Familien in der großen Stadt oder vielmehr in dem großen Reiche Gottes, und den Vater nicht allein dieser Familien, sondern auch ihrer Väter, Gott, der sie Alle glückselig macht . . .

Aristus. Wie groß muß die menschliche Seele seyn, daß sie sich solche Entzückungen, zwar nur dunkel, aber doch vorstellen kann.

Philobulus. Ach, meine Freunde, die andern unzählbaren Familien, und die kleine hier, die in einer Strohhütte wohnt... Ueberdiß haben die Meisten die arme Hütte verlassen und schlafen in der Erde.

Mesus. Gleichwohl ist in dieser Strohhütte der König der Könige einmal eingekehrt. Nur der Leib ihrer vorigen Einwohner schläft in der Erde; sie selbst sind zu den andern großen Familien hingegangen.

Aristus. Wenn einst alle Unterthanen in dem großen Reiche Gottes einander kennen und Alle an Aller Glückseligkeit Antheil nehmen werden, wie werden wir dann unsre Strohhütte vergessen oder vielmehr mit welcher Freude werden wir uns erinnern, daß sie der Vorhof zu den Hütten der Wonne gewesen ist, in welche wir dann eingegangen seyn werden.

Mesus. Und welche Glückseligkeit werden die guten Könige in den Hütten der Wonne genießen!

Philobulus. Die Vorstellung von einem guten Könige ist einer von den größten Gedanken der Menschlichkeit und der Freude, die man haben kann. Der Vater von so vielen Kindern, die er glücklich macht! . . Zu den Eigenschaften eines guten Königs gehört auch die Strenge, mit welcher er sich selbst beurtheilt. Ich zweifle daher, ob er seine Glückseligkeit auch genug genießen könne.

Aristus. Wenn er weiß, daß er geliebt wird, so kann er seine Glückseligkeit genießen.

Mesus. Aber, wie kann er Dieß so recht genau wissen? Wird ihn der Höfling davon überzeugen?

Aristus. So werden ihn die Freudenthränen der Wittwen und Waisen und Derer davon überzeugen, die diese Wittwen und Waisen kennen.

Mesus. Ja, wenn ein guter König so glücklich wäre, alle Folgen seiner Handlungen zu sehen.

Aristus. Das wäre aber auch zu viel Glückseligkeit für einen Menschen.

Mesus. Du hast Recht. So wie es zu viel Elend für einen ungerechten Blutvergießer wäre, wenn er jede Stimme des von ihm vergossnen Blutes hörte.

Aristus. Aber Dieser wird sie einst hören, wenn er nicht umkehrt: und Jener wird die Zahl der Freudenthränen wissen, wenn er beständig bleibt.

Mesus. Sie erschrecken und entzücken mich, Aristus.

Philobulus. Meine Freunde . . . glauben Sie, meine Freunde, daß sie den König so sehr lieben, als ich?

Mesus. Zu kühner Jüngling, welche Frage!

Philobulus. Zu kühn, oder nicht. Mein ganzes Herz wallt mir, wenn ich an ihn denke.

Aristus. Und weißt du denn, mit welchen Empfindungen wir an ihn denken? Ja, dieß Mal warst du zu kühn, Philobulus.

Philobulus. Sie mögen mir sagen, was Sie wollen. Ich kann es nicht leiden, wenn Sie oder irgend ein Anderer glaubt, daß er den König mehr als ich liebe.

Mesus. Auch der edle Stolz, wenn er so lebhaft ist, muß gedemüthigt werden. Beantworte mir nur zwei Fragen: Bist du der Tugendhafteste unter uns? Und würdest du fortfahren, den König eben so sehr zu lieben, wenn du nicht hofftest, daß er dich einst kennen würde? Mich deucht, diese Fragen machen dich ein Wenig tiefsinnig!

Philobulus. Also kann nur der Tugendhafte den König am Meisten lieben?

Mesus. Ja, wenn er seine Liebe durch Das, wodurch sie am Besten gezeigt wird, durch Thaten nämlich, zeigen will. Was sagst du zu der andern Frage?

Philobulus. Daß mir die Hoffnung, einst von ihm gekannt zu werden, zwar sehr angenehm ist, daß ich ihn aber

gleichwohl, wenn er mich auch nicht kennen sollte, eben so sehr lieben werde.

Mesus. Nun will ich dir's verzeihen, daß du erst so kühn warst.

Philobulus. Aber ich werde es mir nicht eher verzeihen, als bis jene neue Ursache, tugendhaft zu seyn, recht merkliche Wirkungen bei mir hervorgebracht haben wird.

Nachrichten

von

Klopstocks Leben.

Friederich Gottlieb Klopstock wurde den 2ten Julius 1724 zu Quedlinburg geboren, und war von zehn Geschwistern das älteste. Sein Vater, Anfangs Quedlinburgischer Commissionsrath, pachtete bald das Preußische Amt Friedeburg im Mansfeldschen, wo der Knabe keineswegs geistig zu sehr angestrengt wurde, sondern in der freien Natur kräftig aufwuchs und durch Laufen, Ringen, Klettern, Jagen und die gewagtesten Spiele den Grund zu der Vorliebe für gymnastische Uebungen legte, welcher der Dichter beim gesundesten Körper durch sein ganzes Leben treu blieb. Sein Vater war ein origineller Mann, der an Gespenster, Ahnungen und den Teufel glaubte und sich viel damit zu schaffen machte, dabei aber bieder, gerade, herzhaft und trotz jenes mystischen Anstrichs vom gesundesten Verstande. Es läßt sich nicht verkennen, daß in ihm die Elemente zum Charakter seines großen Sohnes vorgebildet waren, und für die religiöse Denkweise des Letztern wurde die Erziehung im väterlichen Hause entscheidend. Ganz besonders wirkte in dieser Beziehung seine Großmutter von väterlicher Seite auf ihn. Im dreizehnten Jahre kehrte er mit seinem Vater nach Quedlinburg zurück, besuchte das Gymnasium daselbst und ward im Jahre 1793

nach Schulpforta gebracht. Hier widmete er sich mit dem größten Eifer dem Studium der Klassiker, verläugnete aber bei allem Fleiße nicht die von seinem Vater ererbte Natur: an gewöhnlichen Zerstreuungen fand er keine Freude, aber den Leibesübungen entsagte er nicht, am wenigsten Winters dem Eislauf, was ihn zuweilen mit der etwas mönchischen Disciplin des Hauses in Conflict brachte. Ja, einmal drohte ihm sogar die Strafe der Exclusion, weil er in einem blutigen Streite zwischen zwei Classen sich besonders hervorgethan und die Seinigen durch Reden im Geiste des Livius befeuert hatte. Es ist characteristisch für den Vater, daß er auf die Nachricht hievon zwar äußerte, der Handel komme ihm unbequem, es sey ihm aber lieb, daß sich sein Sohn so tapfer gehalten. Indessen wurde die Sache beigelegt und Schulpforta sollte nicht um den Ruhm kommen, daß sich ein Klopstock in ihr gebildet.

Sehr frühe regte sich der Dichtergenius in ihm, und die erste Gelegenheit zur Darstellung fand er in den Versübungen in lateinischer, griechischer und deutscher Sprache, auf welche man in Schulpforta sehr viel hielt. Ueberhaupt sprach sich schon im Jünglinge der ganze Charakter des Mannes, der Tiefsinn, der sittliche Ernst, die ruhige Heiterkeit, vollkommen aus; er blieb sich in diesen Beziehungen sein ganzes Leben treu, aber selbst zu Dem, wodurch er als Mann in unserer Literatur Epoche macht, entwarf er den Plan schon in früher Jugend. Schon damals sann er viel und ernst über des Menschen Bestimmung und sein wahres Glück, daneben aber empfand er aufs Lebhafteste, welcher Schmach die Literatur seines Vaterlandes, den vorgeschrittenen Engländern und Franzosen gegenüber, preisgegeben war; schon damals entbraunte er vom Gedanken, durch Großes

sich selbst Unsterblichkeit zu erringen und des deutschen Namens Ehre zu retten. Er selbst wollte sich den großen Epikern des Alterthums und der neuern Zeit anreihen; er suchte einen vaterländischen Helden und verweilte lange zweifelnd, Plane entwerfend und verwerfend, bei Heinrich dem Vogler; da kam ihm plötzlich die Idee des Messias, und er ergriff damit kühn den großartigsten, den ungeheuersten Stoff, der alles Menschliche und Göttliche umfaßt. Noch in Schulpforta arbeitete er den Plan zum Messias fast ganz aus, wobei er Anfangs Miltons verlorenes Paradies noch gar nicht kannte; als Dieß aber geschah', so wurde dadurch die von Homer in ihm entzündete Flamme vollends ganz angefacht und sein Geist zum Himmel und der religiösen Dichtkunst erhoben. Er wollte bei aller Begeisterung für seinen Gegenstand mit der Ausführung erst in dem Lebensalter beginnen, wo „das Herz Herrscher der Bilder sey" (Ode 109, Strophe 16); der innere Drang machte ihm Dieß freilich nicht möglich, er ging aber doch erst dann ans Werk, als er nach strengen Studien so sehr Herr seines Stoffes geworden war, daß er hoffen konnte, sein hohes Ziel wirklich zu erreichen.

In seiner mehrmals gedruckten Abschiedsrede von Schulpforta (21. September 1745) erkennt man mit Staunen den außerordentlichsten Menschen. Welche Reife des Urtheils, welch ausgebreitete Kenntnisse, welch tiefes Studium des Menschen bei einem einundzwanzigjährigen Jüngling! Auch hier bricht mächtig das Vaterlandsgefühl hervor, das sein ganzes Leben hindurch die große Triebfeder seines Wirkens als Dichter und Schriftsteller war: er hofft, daß sich Deutschland geistig erheben, daß es sich den Nationen des Alterthums und der Mitwelt durch große unsterbliche Werke der Dichtkunst, vor Allem aber durch ein großes Epos, ebenbürtig an

die Seite stellen werde; er jauchzt dem dereinstigen großen deutschen Dichter entgegen, sagt aber mit keinem Worte, daß Er es werden wolle.

In der seltensten Reife des Geistes und Charakters begab er sich im Jahre 1745 auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Hier arbeitete er die drei ersten Gesänge des Messias in Prosa aus, denn über die Wahl der Versart war er noch nicht im Reinen, da der Hexameter als heroischer Vers noch nicht gebraucht war; die bisher damit in Deutschland angestellten unglücklichen Versuche konnten ihn nicht aufmuntern, und er zweifelte lange, ob die deutsche Sprache für diesen Vers bildsam genug sey. Im Frühjahr 1746 begab er sich nach Leipzig, wo er mit Schmidt, dem Sohne des Bruders seiner Mutter, zusammenwohnte, und hier kam er endlich über jenen Punkt schnell zur Entscheidung, wahrscheinlich auf Gottscheds Anregung, der damals noch als literarischer Tyrann herrschte, von dem sich aber die bessern Köpfe bereits abwendeten und zu dessen Sturze keiner mehr beitragen sollte als Klopstock.

Klopstock wurde bald mit den jugendlichen Antagonisten der Gottschedschen Schule, mit den Herausgebern der bekannten sogenannten Bremischen Beiträge, mit Gellert, Rabener, Andreas Kramer, Adolph Schlegel, Gärtner, Ebert, Giseke, Zachariä bekannt, und wenn man mit dieser Zeitschrift eine neue Epoche in unserer Literatur bezeichnen darf, so dankt sie diese Ehre Klopstocks Beiträgen. Im ersten Jahr des Leipziger Aufenthalts hatte er seine Beschäftigung mit dem Messias vor Jedermann verborgen gehalten, mit Ausnahme seines Stubengenossen. Als aber dieser auf neckisch gutmüthige Weise sein Geheimniß an die „Beiträger“, wie man sie nannte, verrathen hatte, ließ er

1748 die drei ersten Gesänge des Gedichts im vierten Band der Beiträge, und bald darauf seine erste Elegie: „Dir nur, liebendes Herz, rc.“ erscheinen. Die Folgen davon wurden für unsere Literatur so wichtig, als für des Dichters Leben entscheidend. Kein deutsches Werk hatte je solches Staunen erregt: aber Alles daran war auch neu und unerhört, der riesenhafte Plan selbst, die Erhabenheit der Gedanken, die Kraft und Würde der Sprache, das antike Versmaas. Wer den Dichter nicht ganz begriff, huldigte doch dem Christen, und so war, trotz zahlreicher Klagen über Dunkelheit, die Theilnahme, wenn auch nicht allgemein, doch außerordentlich groß, und Alle erblickten im Messias die Morgenröthe eines neuen Tags deutscher Poesie. — Die damalige Generation meinte alles Ernstes, die goldene Zeit sey da; eine spätere hat ihrer gespottet, aber ohne den schönen, uneigennützigen Eifer jener rastlos Strebenden wäre die Ehre des deutschen Geistes vielleicht noch lange nicht gerettet worden, und das Hauptverdienst dabei hat Klopstock, der, nachdem er sich zum Hexameter für das Epos entschieden, auf der Bahn der Griechen weiter ging und nun auch als Lyriker ihrer Versmaße sich mit einer Kühnheit bediente, die durch das herrlichste Gelingen ihre Rechtfertigung fand. Was er als lyrischer Dichter seyn werde, verkünden gleich seine ersten Oden aus den Jahren 1747 und 1748, indem sie zugleich zeigen, wie glühend sein Durst nach Unsterblichkeit, und wie tief, innig und zart sein Gefühl für Freundschaft und Liebe war, das bis in sein höchstes Alter, neben der heißesten Vaterlandsliebe, sein eigentlicher Lebenspuls geblieben ist. — Seine Liebesgedichte aus dieser seiner ersten Periode sind vielleicht die zartesten, seelenvollsten, welche irgend eine Sprache aufzuweisen hat; aber das Ideal seiner Wünsche war kein bloses

Traumbild seiner Phantasie: ein wirkliches Wesen schwebte ihm vor, und er kam bald in die Nähe desselben.

Er verließ Leipzig im Jahre 1748 und ging nach Langensalza, wo er den Sohn eines Kaufmann Weiß unterrichtete. Es lebten dort viele seiner Verwandten, welche aber wohlhabender waren als seine Eltern, und zu diesen Verwandten gehörte nun auch sein weibliches Ideal, die Schwester seines Freundes Schmidt, seine Fanny, die ihm jahrelang die heftigsten Seelenschmerzen bereitet, und deren Unempfindlichkeit wir viele seiner herrlichsten, zartesten Lieder verdanken. Ein äußeres Hinderniß seines Glücks scheint allerdings das gewesen zu seyn, daß die Eltern der Geliebten mit ihren Ansichten von irdischem Glück dem Verhältniß ihrer Tochter mit einem jungen Mann ohne Vermögen, ohne Amt und Rang, entgegenwirkten; aber die meiste Schuld hatte er wohl selbst durch seine Schüchternheit und Blödigkeit. Seine Liebe war die eines ächten deutschen Jünglings: das Mädchen wußte kaum, daß er in einsamen Mitternächten darauf sann, ihr Haupt mit der Glorie der Unsterblichkeit zu schmücken. Er war indessen mit den schweitzerischen Gegnern Gottscheds, Bodmer und Breitinger, bekannt geworden, und bald kam er mit Bodmer in regelmäßigen Briefwechsel, aus welchem sich die zärtlichste Freundschaft entwickelte. Er machte Bodmer zum Vertrauten seiner Liebe, und der Freund schrieb in dieser Sache an Verwandte der Geliebten, aber vergeblich: der junge Dichter fand die Gegenliebe nicht, die er ersehnte, würde aber auch nicht ganz Klopstock geworden seyn, wenn er sie gefunden hätte. Ein Gemüth und Charakter wie Klopstocks mußte durch unglückliche Liebe zur religiösen Schwärmerei und Sentimentalität geführt werden. Man erkennt Dieß deutlich nicht nur in seinen Oden, besonders der „an

Gott," sondern auch in seinem Messias. Ohne das durchdringende Gefühl der eigenen Liebe würde er schwerlich die berühmte Liebesscene zwischen Semida und Cidli im vierten Gesang mit so elegischer Weichheit und frommer Schwärmerei dargestellt haben; es fehlte aber dann dem Messias Das, was am Allgemeinsten dafür einnahm und auf die folgende Periode unserer schönen Literatur vom wesentlichsten Einfluß war.

Seine poetische Thätigkeit ward durch den Liebesgram vielmehr gesteigert als unterdrückt: er stellte nicht nur die wechselnden Zustände seiner Liebe in Oden dar, sondern arbeitete auch am Messias fort, besonders durch die Hoffnung angefeuert, sich durch sein großes Werk eine Lage zu erringen, welche die äußern Hindernisse seiner Verbindung mit Fanny entfernte. Er entwarf auch dazu manchen Plan, er dachte unter Anderm an eine Subscription auf den Messias, die ihm aber von allen Freunden, die Deutschland kannten, widerrathen wurde. Indessen hatte sich sein Verhältniß in Langensalza sehr unangenehm gestaltet, und so beschloß er endlich, der längst an ihn ergangenen dringenden Einladung Bodmers zu folgen und in die Schweiz zu gehen. — Im Mai 1750 reiste er von Langensalza ab und besuchte vorerst seine Eltern in Quedlinburg, welche er seit sieben Jahren nicht gesehen hatte. In Halberstadt lernte er jetzt Gleim persönlich kennen, mit dem er bis zum Tode aufs Innigste verbunden geblieben ist, und jetzt eröffnete sich ihm auch unerwartet eine erfreuliche Aussicht für die Zukunft. Der Staatsrath v. Bernstorff, der würdige Diener des erlauchten Beschützers der Wissenschaften, Friedrichs V. von Dänemark, lud ihn nach Kopenhagen ein und erbot sich, ihm einstweilen vom Könige eine Pension zu erwirken, bis eine Hofpredigerstelle oder Professur für ihn ermittelt werden könne. — Der erste

Band des Messias sollte indessen vorher vollendet seyn, und so eilte er denn in die Schweiz und langte am 23. Juli 1750 in Zürich an.

Hochgeachtet und bewundert von den Männern, fast vergöttert von Frauen und Mädchen, verlebte er hier die heitersten Tage. Bei muntern Ausflügen über Land lernte hier die Gesellschaft den tiefsinnigen Sänger des Messias und den schwärmerischen Liebhaber der Fanny als den heitersten, liebenswürdigsten Menschen kennen, der jetzt durch eine Vorlesung aus seinem großen Gedicht den weiblichen Augen die süßesten Thränen der Rührung entlockte und gleich darauf schalkhaft von den Sprödesten und Hübschesten Küsse eroberte. In seiner Ode „der Zürichersee" spiegelt sich das ganze Wesen seines dortigen Aufenthaltes ab, er gibt aber damit auch ein treues Seelengemälde seiner selbst. Wir sehen ihn, wie er, gleich empfänglich für die Freuden der Natur und der Gesellschaft, theilnehmend an heiterem Scherz und ihn selbst befördernd, die Genüsse, die das Leben bietet, nicht verschmähend, immer doch das Leben genießt, „nicht unwürdig der Ewigkeit," wie er mitten in Freude und Genuß doch der Unsterblichkeit des Namens und dauernder Wirkung bei der Nachwelt, der Verachtung alles Dessen, „was nicht würdig des Weisen ist," stets eingedenk bleibt, aber es für schöner und reizender erklärt, „in dem Arme des Freundes wissen ein Freund zu seyn." Ernst, aber heiter, würdevoll, aber nicht kalt und steif, gesittet, aber nicht abgemessen, fromm, aber menschlich, zart und zärtlich, aber männlich, — so hatten die Züricher Freunde ihn kennen und achten gelernt, und so blieb er auch sein Leben lang.

Er erhielt die erfreuliche Nachricht, daß ihm der König von Dänemark einen Jahrgehalt von hundert Thalern

bewilligt habe, damit er den Messias mit größerer Muße vollenden könne; zugleich war ihm Hoffnung auf Vermehrung des Gehaltes gemacht worden, wie er denn auch wirklich bald auf vierhundert Thaler erhöht wurde. Er ging nun mit dem größten Fleiß an die Vollendung des vierten und fünften Gesanges des Messias und dichtete die Ode an den König (No. 18.), welche dem ersten Band des Messias vorgesetzt wurde. Im Februar 1751 verließ er sofort die Schweiz und eilte nach Kopenhagen. Auf der Durchreise durch Hamburg lernte er Meta Moller kennen, ein geistreiches, schwärmerisches Mädchen, das nicht nur mit deutschen Gelehrten, sondern selbst mit Richardson und Young in Briefwechsel stand. Gleich der erste Eindruck, den Beide auf einander machten, war sehr tief, und es entspann sich vorläufig ein lebhafter Briefwechsel. Noch war Klopstocks Seele, wie seine Briefe an Meta und die Freunde, voll vom Bilde der grausamen Fanny, aber allgemach verblaßte es vor dem Glanze einer neuen Liebe: Cidli, wie er die neue Freundin nach der zartesten Liebenden im Messias nennt, ist jetzt der gefeierte Gegenstand seiner Gesänge, und nicht lange, so ist der gefühlvolle Dichter „der Verwandelte", wie er sich in der 22sten Ode darstellt, und das gegenseitige Geständniß der Liebe ließ nicht auf sich warten. Die Verbindung der Liebenden erfolgte übrigens nicht so schnell, als sie wünschten; über dem Widerstande von Meta's Mutter, welche ihre Tochter keinem Fremden geben wollte, verflossen zwei Jahre.

Klopstock war indessen in Kopenhagen auf's Ehrenvollste aufgenommen worden. Bernstorff und Graf Moltke wurden seine Freunde; er gewann auch die Gunst des trefflichen Königs, dem er auf die Sommerresidenz Friedensburg folgte, wo er der fruchtbarsten Muße genoß. Der Dichter spricht seine

Gefühle in der 21sten Ode aus, seiner und des Königs vollkommen würdig, fern von aller höfischen Schmeichelei, zu der er sich überhaupt in seinem ganzen Leben niemals herabließ. Den Sommer 1752 verlebte er bald in Hamburg bald in Quedlinburg, und jede seiner Oden aus dieser Zeit (No. 30 — 37) beweist die Umwandlung seines Herzens. Die meiste Zeit bis zu seiner Verheirathung verwendete er auf die Vollendung des zweiten Bandes des Messias. Er veranstaltete jetzt eine doppelte Ausgabe der ersten zwei Bände, eine in Halle bei Heinecke, der ihm 12 Thaler für den Bogen bezahlte, und eine bessere in Kopenhagen, mit welch letzterer ihm der König ein Geschenk machte. In seinen oft verdrüßlichen Verhandlungen mit den Buchhändlern blieb er seinem reinen, uneigennützigen Charakter vollkommen treu, bewies sich aber als der Mann, der von der Ehre des deutschen Dichters und Schriftstellers die höchsten Begriffe hat, der Achtung vor dem geistigen Eigenthum und von Jedermann streng die Rechtlichkeit fordert, die er selbst zu den Geschäften mitbringt.

Endlich im Junius 1754 wurde Meta seine Gattin, und das Maß seines Glückes im Schoße schöner Häuslichkeit und im Kreise auserwählter Freunde, zu denen namentlich auch Gerstenberg gehörte, war nun voll. — Hier, auf der Höhe seines Lebens, stehe nun die Charakterschilderung, welche sein langjähriger Freund Sturtz von ihm entwirft:

„Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er nicht. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmen zurück. Er forscht

tiefer nach innerem Gehalt, sobald Erziehung und Glanz ihn blenden könnten, und er fürchtet als eine Beschimpfung die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß, nach dem Verhältnisse des Ranges, immer ein Vornehmerer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. — Am liebsten zog er mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land und mischte sich nicht selten in die Spiele der Jugend. Er ist überhaupt immer mit Jugend umringt; aber auch dieß ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth, aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert, oder sie sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck fesseln seine Beobachtung nicht. — — So auch die Musik: sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzt wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt wie das Jauchzen der Freiheit, feierlich durch die Siegespalmen hallt. — — Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war, „wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom.“ Gleich nach der Erfindung der Schiffahrt verdient ihm „die Kunst Tialfs“ ihre Stelle. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleinern Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie früher oder später zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter. Im Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths, Schwebungen wie des pythischen Apolls. Die Holländer

schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind."

Das schöne Glück seines Lebens wurde Anfangs (1756) nur durch den Tod seines Vaters unterbrochen; aber es sollte allzuschnell durch den furchtbarsten Schlag zerstört werden, der Klopstocks Herz treffen konnte. Im November 1758 starb seine Meta zu Hamburg an ihrer ersten Entbindung. Er begrub sie auf dem Kirchhof von Ottensen hinter Altona. Ihre beiden Schwestern pflanzten dort eine Linde, und er setzte ihr jene bekannte Grabschrift:

„Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen."

Sein Schmerz war stumm und blieb es; er hat sein Gefühl bei diesem Verlust in keinem Gedicht ausgedrückt. Aus den Jahren seiner glücklichen Ehe findet sich in den Reihen seiner Oden nur eine einzige, wahrscheinlich weil er in dieser Zeit nicht nur eifrig an der Fortsetzung des Messias arbeitete, sondern auch mit dem Tod Adams das Gebiet der Tragödie betreten und angefangen hatte, Lieder für den öffentlichen Gottesdienst zu dichten. Zu dieser Dichtart fühlte er sich nach Metas Tod, wo Religion seine kräftigste Stütze war, vorzüglich hingezogen, und so sind nicht nur die meisten seiner Kirchenlieder aus dieser Zeit, sondern fast alle seine Oden aus den Jahren 1758 — 1760 zeigen sich vom Geist der Religiosität durchdrungen. Auf die Entwicklung seines großen epischen Gedichts wirkte dagegen sein Schmerz hemmend, und der dritte Band des Messias erschien erst zehn Jahre nach Metas Tod, vierzehn Jahre nach dem zweiten, aber nicht ohne ein Denkmal auf Meta; denn im 15ten Gesang ist die Scene zwischen Gedor und Cidli genau die Scene am Sterbelager Metas, wie er sie in der Einleitung zu ihren hinterlassenen Schriften schildert.

Nach Metas Tod verweilte er bis in den Sommer des folgenden Jahrs in Hamburg und Quedlinburg, und ging darauf nach Dänemark zurück, das er bis 1762 nicht wieder verließ. Aus diesem Zeitraum ist nur Ein Ereigniß seines Lebens merkwürdig, das ihn vielfältig charakterisirt. Im Winter 1762 gerieth er durch Einbrechen des Eises beim Schlittschuhlauf in die größte Todesgefahr. Er behielt dabei so sehr die Geistesgegenwart, daß er dem zu seiner Rettung herbeigeeilten jungen Freunde, Namens Beindorf, selbst rasch und bestimmt die zu treffenden Maßregeln angab; er ließ aber dabei wiederholt die helfende Hand des Freundes los, so oft er befürchtete, denselben mit hinunterzuziehen. In allen Oden, in denen er den Eislauf preist, unterläßt er seitdem nicht, vor der Gefahr zu warnen (siehe namentl. Ode 59, Str. 12 ff.)

Um diese Zeit begann sein tieferes Studium der deutschen Sprache, die er bis zu den ältesten Denkmälern verfolgte, in ihrem Grundbau erforschte, in Absicht auf rhythmische Befähigung mit den alten Sprachen und ihren Töchtern verglich, und in ihr ein treffliches Werkzeug für poetische Darstellung erkannte. Sein Fleiß in diesen Bestrebungen war erstaunlich; und statt daß sein poetischer Genius unter so trockener Arbeit erlag, wurde er vielmehr sogar von diesen Gegenständen poetisch begeistert, und die Quelle dieser Begeisterung war die edelste, nemlich seine heiße Liebe zum deutschen Vaterlande. Er entbrannte von heiligem Zorn, daß dieses nicht nur vom Ausland, sondern von Deutschen selbst, namentlich aber von seinen Fürsten verkannt werde (s. Ode 82. 83. 71. 107.), und sein ganzes Leben hindurch war sein Groll gegen die Undeutschheit Friedrichs von Preußen nicht zu versöhnen (s. Ode 85. 103. 115. 119. 122.). Er rastete nicht

in seinem patriotischen Eifer, durch alle Mittel, die ihm zu Gebot standen, die Deutschen aus ihrem Schlummer zu wecken, daß sie endlich sich und das Ihrige erkennen und achten möchten. Er sammelte aus den ältesten Zeiten des Volks alle schönen Gedanken, alle Züge von Heldentugend, und suchte nicht nur alle Ausländerei, Regensburgerei und Kunstwörtelei aus der deutschen Sprache zu verbannen, sondern sie auch in ihrer Urkraft herzustellen und in der Brust des Deutschen den Stolz auf seine herrliche Muttersprache zu wecken. Zu diesem edlen Zweck griff er auch zu einem Mittel, daß zwar nicht unwirksam geblieben ist, aber wohl Ursache war, daß seine patriotischen Oden Anfangs mehr angestaunt als begriffen und gefühlt wurden. Er führte in seine deutschen Dichtungen die nordische Mythologie ein, weil er sie für die deutsche hielt; denn daß beide verschieden seyen, wurde erst später durch Untersuchungen ermittelt, wozu eben seine Gedichte zunächst Veranlassung gegeben. Diese Vorliebe für das scandinavische Alterthum, mit dem er in Dänemark vertraut geworden, ging bei ihm soweit, daß er jetzt auch in seinen frühern Oden die nordische Mythologie an die Stelle der griechischen setzte. Die Einführung derselben veranlaßte bei ihm auch die Erfindung einer ihm eigenthümlichen, symbolischen Bildersprache. Wie er in seinen geistlichen Gedichten den Griechen ihr poetisches Costüm, z. B. ihren Musenberg, ihre Muse und dergl. nachgebildet hatte, so that er es auch in seinen vaterländischen Gedichten. Wie dort der Palmenhügel, Siona (nach Zion), Phiala, die Harfe, der Palmenzweig die Surrogate für Parnaß, Muse, Aganippe, Lyra und Lorbeer waren, so tritt jetzt zum Barden Teutona, die personificirte deutsche Sprache, oder Braga, der deutsche Apoll, der auf der Telyn

spielt, und im heiligen Eichenhain rauscht der begeisternde Quell Mimer.

Im Jahr 1768 schien es auf einmal, als ob er wenigstens Einem deutschen Fürsten, gerade dem wichtigsten und mächtigsten, für seine schlechte Meinung von ihrer Vaterlandsliebe werde Abbitte thun müssen. Er lernte in Bernstorffs Hause, wo er seit Metas Tod lebte, den kaiserlichen Gesandten, Grafen v. Wellsperg kennen, welcher den Vorwurf, der auf den deutschen Höfen lastete, gerne vom Kaiser abgewälzt hätte. Klopstock arbeitete auf Verlangen des Gesandten einen Plan aus, nach welchen Grundsätzen und nach welchen Richtungen die Wissenschaften von oben herab zu unterstützen wären. Zugleich sollte Klopstock dem Kaiser seine Hermannsschlacht zueignen. Der Kaiser nahm auch Alles sehr gut auf, aber bald kam die Sache wieder ins Stocken. Von 1768 bis in das Jahr 1770 war Klopstock unablässig für die Verwirklichung dieses Planes* bemüht, aber vergebens. Man verstand ihn in Wien nicht, oder fürchtete dadurch Eindringen protestantischer Elemente: Klopstock wurde hingehalten, und in der Mitte des Jahres 1770 brach er alle Unterhandlungen ab.

Wir sind rasch bis zum Jahr 1770 vorausgeeilt und haben einige Momente von Bedeutung nachzuholen. Vom Julius 1762 bis Julius 1764 lebte er in Deutschland, abwechselnd in Quedlinburg, Halberstadt, Meisdorf und Blankenburg. In dieser Zeit arbeitete er am Messias fort, dessen dritter Band endlich im Jahr 1768 erschien, verfaßte sein zweites Trauerspiel David, sein drittes Salomo, und machte wahrscheinlich auch den Plan zu der Hermannsschlacht.

* Er ist mit dem Hauptsächlichen der Korrespondenz gegen das Ende der Gelehrtenrepublik abgedruckt.

In Blankenburg entspann sich für ihn die Hoffnung auf neues Liebesglück. Er hatte Meta nicht vergessen, nicht aufgehört sie zu lieben, aber dort ein Mädchen gefunden, in der er seine Meta wiederzufinden hoffte und glaubte. Done, so nennt sie Klopstock, scheint dem Dichter nicht abgeneigt gewesen zu seyn, aber Done war die Tochter eines Adelichen, und der Vater willigte nicht in die Verbindung, trotz dem, daß sich Klopstock, nur um dieses Verhältnisses willen, zum dänischen Legationsrath hatte ernennen lassen. Man hat keine Spur, daß dieses Mißgeschick irgend einen nachtheiligen Einfluß auf ihn gehabt hätte, und nur Eines seiner Gedichte scheint auf dieses Lebensereigniß zu deuten: Edone (Ode 86), welche Ode dann aber wohl mit Unrecht in das Jahr 1771 gesetzt wird, da jene Liebesgeschichte zwischen die Jahre 1762 und 1763 fällt.

Nachdem im Jahre 1766 sein großer Gönner, Friedrich V. von Dänemark, gestorben war, brachte das Jahr 1770 ein wichtiges Lebensereigniß für ihn. Sein Freund und Gönner Bernstorff wurde plötzlich entlassen, und Klopstock folgte ihm nach Hamburg. Nach einem Canzleischreiben an ihn, schien die neue dänische Regierung große Lust zu haben, ihm seine Pension zu entziehen; aber die Gestalt der Dinge am dänischen Hof änderte sich bald wieder: Struensee, Bernstorffs Hauptgegner, fiel, Letzterer wurde zurückberufen, starb aber plötzlich 1772, ehe er dem Rufe folgen konnte. Fortan schlug Klopstock mit weniger Unterbrechung seinen Wohnsitz in Hamburg auf, wo sich auch Familienverhältnisse angenehm für ihn gestalteten. Er wohnte seit dem Tode der Gräfin Bernstorff im Hause des Herrn v. Winthem, der eine Nichte seiner Meta zur Frau hatte, Windeme, wie er sie in mehreren seiner Oden (88, 95 u. a.) nennt.

Jetzt erst erschien auch in Hamburg eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte. Schon seit 1754 hatte er öfters an eine solche gedacht, es war aber immer nicht zur Ausführung gekommen. Er hatte die Oden einzeln, wie sie entstanden, einzelnen Freunden mitgetheilt, und durch diese kamen sie, eifrig begehrt und abgeschrieben, in Umlauf. — In Hamburg vollendete er nun auch seinen Messias, dessen letzten Gesang er am 9ten März 1773 seinem Buchhändler nach Halle schickte. Nach Vollendung dieses großen Gedichts, einer Arbeit von 27 Jahren, ergoß sich seine volle Seele im heißesten Dank an den Erlöser (Ode 90). Am Morgen, wo er diese Ode dichtete, — so erzählt Frau v. Winthem, — stand er da mit ungewöhnlichem Ernst, die Hände auf dem Rücken (welche Gewohnheit er überhaupt hatte). Er athmet kaum; sie fragt ängstlich: „fehlt Ihnen etwas, Klopstock?" Noch einen Augenblick, so stürzen ihm die Thränen aus den Augen, er geht, ohne zu antworten, an seinen Tisch, und in wenigen Minuten ist sein Dank dem Herzen entströmt: „Ich hofft' es zu Dir!"

Was ihm als der Beruf seines Lebens als Dichter erschienen, das war nun erfüllt, und von nun an wendete er sich ganz seiner zweiten Liebe zu, dem Vaterlande. Was er zur Ehre desselben als Jüngling vermißt hatte, durfte er hoffen durch den Messias ihm gegeben zu haben, zumal ihm die freudigen Zeugnisse allgemeiner Anerkennung, in Uebersetzungen, in Arbeiten von Künstlern nach dem großen Gedicht u. s. w. von allen Seiten zukamen. Er wollte aber zur Ehre der deutschen Literatur noch mehr thun, und gedachte jetzt seinen auf Joseph II. berechneten Plan auf eigenem Weg zu fördern, durch ein Werk, an dem er aufs Fleißigste arbeitete, durch seine Gelehrtenrepublik. Die beste

Aufklärung über dieses sonderbare Buch erhält man durch das, was Goethe im 10ten Buch von Dichtung und Wahrheit darüber sagt. Er tritt darin ganz im alterthümlich deutschen Kostüm auf, mit der Miene des Gesetzgebers, oft lakonisch bis zum Räthselhaften; er verlangt, daß man seinen Wink verstehe, weil er weiß, es lohne sich der Mühe, ihn verstehen zu lernen. Er hatte aber damit seinen Zeitgenossen doch wohl zu viel zugemuthet. Er verband damit noch den Plan, an seinem Beispiel zu zeigen, wie sich die Schriftsteller von den Buchhändlern unabhängig machen könnten, und kündigte seine Gelehrtenrepublik auf Subscription an. Diese hatte auch, wegen der allgemeinen Hochachtung, in welcher der Dichter stand, und wegen der Spannung auf das Werk den besten Erfolg. Als aber endlich der erste Band der Gelehrtenrepublik erschien, waren selbst manche Literatoren zweifelhaft, ob das Buch eine Allegorie oder wirkliche Geschichte enthalte, und das Publikum wußte vollends nicht, was es daraus machen sollte.

Dieß that indessen seinem ungeheuern Rufe keinen Eintrag. Im Jahr 1774 erhielt er vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden eine Einladung nach Karlsruhe, nicht zu einem Dienst, sondern, wie Goethe sagt, um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Gesellschaft mitzutheilen. Klopstocks Reise dahin war ein Triumphzug: überall kamen ihm Hochachtung und Liebe entgegen, und selbst solche, denen beim veränderten Zeitgeist sein Messias nicht zusagte, ehrten und begrüßten in ihm den Dichterfürsten seiner Zeit. Die größte und rührendste Huldigung wartete aber seiner in Göttingen, in der Mitte der Jünglinge, welche, angeregt durch Klopstocks Gedichte, sich dem Vaterland in einem feierlichen Bunde geweiht hatten und später

die Ehre desselben durch ihre Werke vielfach gefördert haben. Für Hölty, Voß, Christian und Leopold Stolberg, Miller, Cramer, Sprickmann, Leisewitz, Bürger, Boie war damals Klopstock ganz das, was in einem spätern Geschlechte den einen Goethe, den andern Schiller geworden ist. — Sein Aufenthalt in Karlsruhe war nur kurz; man weiß aber nicht genau, ob Zurücksetzung oder was sonst ihn zur schnellen Abreise (1775) vermochte.

Da die Theilnahme des Publikums fehlte, so ist der zweite Theil der Gelehrtenrepublik gar nicht erschienen; aber er war auf andere Weise fortwährend unabläßig bemüht, den Deutschen den hohen Werth und die Bildsamkeit ihrer Sprache recht begreiflich zu machen. Seine Forschung wendete sich nach allen Seiten und drang doch überall in die Tiefe. In den Jahren 1779 — 1780 erschienen seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst, und später (1793) seine grammatischen Gespräche. Wenn bei aller Trefflichkeit jenes Werk nicht sogleich Anklang fand, so war er durch seine, den meisten anstößigen Reformversuche in der Rechtschreibung zum Theil selbst Schuld daran; hatte er doch sogar das Buch selbst nach seiner Orthographie drucken lassen, und schrieb z. B.: „Ich gestehe übrigenſ gern, daß Glüx ganz anderſ aussit alſ Glückſ, und daß fliz für flieht's noch viel weiter von dem Gewönlichen abweicht.“

Trotz dieser Forschungen wurde er auch in diesem Zeitraum der Poesie nicht untreu, sondern vollendete seine dramatische Trilogie, die noch immer einzig in unserer Literatur dasteht. Seinem ersten Bardiet, der Hermannsschlacht, folgte nach fünfzehn Jahren das zweite: Hermann und die Fürsten (1784) und nach drei Jahren das dritte: Hermanns Tod (1787). Diese Dramen oder Bardiete zeigen

nicht nur seine ausgezeichnete Meisterschaft in Behandlung historischer Stoffe und in der Charakterzeichnung, sondern beweisen auch aufs Neue seine Größe als Lyriker.

Klopstock hatte den lebhaftesten Antheil am amerikanischen Befreiungskrieg genommen (Ode 92, 97, 108), und es begreift sich von selbst, wie die französische Revolution auf einen Mann von solcher Gesinnung, solcher Hoffnung wirken mußte. Die Zeit schien nahe, wo Vernunftrecht über das Schwertrecht siegen würde, und dieß schuf den Fünfundsechziger zum Jüngling um. Nichts beweist die Größe seines Enthusiasmus mehr, als daß hier sogar sein Patriotismus zurücktrat. (Ode: Sie und nicht wir, u. a.) Bald nahm die große Begebenheit seine Muse auf mehrere Jahre völlig in Anspruch. Die französische Politik ließ dieß nicht unbeachtet, und im Jahr 1792 erhielt er von der Nationalversammlung das Diplom als Bürger von Frankreich. Hatten aber die Franzosen auf ihn als einen blinden Eiferer gerechnet, so waren sie sehr im Irrthum: er war noch ganz derselbe, der im Jahr 1760 seine 46ste Ode gedichtet. Die Verleihung des Bürgerrechts veranlaßte ihn zu Briefen an Larochefoucault und den Minister Roland. Der Auftritt am 10. August und die schrecklichen Septembertage schlugen seine Hoffnung auf einen würdigen Ausgang nicht ganz nieder; noch fesselte ihn ein starkes Band an die französische Republik: das Dekret vom 24. Mai 1790, wornach die französische Nation keinen Eroberungskrieg, „der Menschheit äußerste Schande" (Ode 212), anfangen wollte, und die Hoffnung, daß sie Sklaverei und Menschenhandel abschaffen werde. Frei und kühn sprach er sich in seiner Ode „der Freiheitskrieg" gegen die Rüstungen der deutschen Fürsten aus, ja, er schickte sogar dem Herzog von Braunschweig diese Ode mit einem warnenden Briefe zu; zu spät, und wer

mochte auch auf die Stimme des Dichters hören! — Aber nur zu bald sollte er völlig enttäuscht werden. So groß seine Begeisterung gewesen und so unverholen er sie geäußert, so frei sprach er jetzt seinen Irrthum und seinen Abscheu aus. Mit welch zorniger Jünglingsglut, unerschöpflich in Wendungen, verfolgt er „die nicht Umschaffbaren, die es nicht erkannten, daß Gesetz die Seele der Freiheit ist.“ Sein Wort wird zum Schwert, sein Schmerz grenzt an Wuth beim Anblick der neuen Eroberungskriege, und tiefste Wehmuth seufzt aus ihm beim Grabe Larochefoucauld's und der Arria Corday. In einem (nicht abgesendeten) Briefe an den Präsidenten des Convents vom November 1794 heißt es: „Ich sagte sehr ernsthafte Wahrheiten über verabscheute Handlungen in einigen Oden, die, wenn die Grazie mir günstig gewesen ist, welche die Griechen die Furchtbare nannten, nicht untergehen werden.“ Und gewiß wäre sein Anspruch auf Unsterblichkeit gegründet, wenn wir auch nichts von ihm besäßen als jene Gedichte. Er sagte mit Recht von sich: „Es lebt vielleicht Niemand, der so innigen Antheil an der Revolution genommen, und der durch sie soviel gelitten hat als ich.“ Je entzückender seine Hoffnung für Menschenrecht und Menschenwohl gewesen war, desto grausamer die Enttäuschung. Noch oft wurde durch die verschiedensten Gegenstände, mit denen er sich poetisch beschäftigte, die schmerzliche Erinnerung an das geweckt, wovon damals seine Seele so voll war, und noch im Jahr 1800 mußte er diese Erinnerungen gewaltsam unterdrücken (Ode 215, 216). — Im Jahr 1802 nahm ihn das französische Nationalinstitut unter seine Mitglieder auf. Er bedankte sich deutsch dafür und sagte unter Anderm: „So angenehm es mir auch war, daß mich das Nationalinstitut zum auswärtigen Mitgliede wählte, so nahm

dieses Vergnügen doch dadurch nicht wenig zu, daß die Wählenden in mir einen Mann belohnten, der von wichtigen Begebenheiten der Revolution mit eben dem Tone der genau treffenden Wahrheit in seinen Oden geredet hat, mit welchem darüber die völlig wahre Geschichte einst das bleibende Endurtheil fällen wird."

Noch den Abend seines langen, würdigen Lebens wußte sich der Greis durch Liebe und Häuslichkeit zu verschönern, und hat wohlgethan, wenn auch Dacier, sein Lobredner im französischen Institut, die Nase darüber rümpft, selbst Goethe mit dem Schritt nicht zufrieden ist, und Beide meinen, er hätte der heiligen Liebe zu Meta bis an's Ende treu bleiben sollen. Im 67sten Jahre (1791) vermählte er sich noch einmal mit Metas Nichte, der verwittweten Frau v. Winthem. Daß er vor einer zweiten Verbindung keine Abneigung hatte, beweist seine Liebe zu Done, wenige Jahre nach Metas Tod; aber nur mit einem, Meta ähnlichen Wesen, wollte er sich verbinden, und dieses fand er 33 Jahre nach ihrem Tode, und so schloß er eine Verbindung, die sein Greisenalter durch einen trauten Familienkreis beglückte, und wobei Meta nicht aus seinem Herzen verdrängt wurde. Was er früher nie gethan, that er jetzt: er überschrieb seine Ode: das Grab, (165), an Meta, und aufs Rührendste gedachte er sechs Jahre vor seinem Tode des Wiedersehens (Ode 195.). — Der jugendliche Greis scheute den Tod nicht, und dachte auch fleißig an ihn (Ode 184); bei alle dem hatte er aber ein Mittel gefunden, sein Leben zu verlängern (182), und dieß war Nachgenuß des Vergangenen durch die Erinnerung. Dieser wurde ihm durch den Antrag des Buchhändlers Göschen zu einer neuen Ausgabe seiner Werke nebst einer Prachtausgabe, in vollem Maße gewährt. Indem er dabei

nicht ohne Mühe seine Oden sammelte, ergriffen ihn manche Scenen aus seinem Jugendleben so, daß er sie mit aller Frische jugendlicher Bildungskraft darstellte (Hieher besonders Ode 190.). — Aber auch die Gegenwart ließ er nicht unbenutzt und ungenossen vorübergehen. Um sich den trüben politischen Gedanken zu entschlagen, zog er sich in sein Thal (Ode 171) zurück, zu einer seiner Lieblingsarbeiten, die mit dem Streben seines ganzen Lebens zusammenhing: er übersetzte aus den alten und aus neuern Sprachen, um die größere Kraft der deutschen Sprache durch die ihr mögliche größere Kürze recht anschaulich zu zeigen. Begeistert hiervon feierte er wiederum seine geliebte Teutona oder eiferte gegen ihre Verderber oder Verkenner (Ode 188. 189. 194). Daß er auch in seinen Forschungen über die Dichtkunst und Anderes fortfuhr, beweisen viele seiner letzten Gesänge. Eben so treu blieb er sich auch im heitersten Lebensgenuß eines ächten Weisen, nur daß er jetzt dem alten Vater Johann die Tochter Constanzia (Ode 170) vorzog. — Schönheit der Natur und der Kunst, Scherz und Lächeln, Gesang und Wein, der Freundesgespräch weckt, dessen Freude der Ernst nicht verscheucht, beglückten ihn bis ins höchste Alter (Ode 193. 197. 215. 216.).

Im Mai 1802 befiel ihn eine Krankheit, von der er sich nie wieder ganz erholte. An einem schmerzenfreien Tage dichtete er seine letzte Ode: die höhern Stufen. Kurze Zeit vor ihm starb auch Gleim, jedoch ohne daß es Klopstock erfuhr, und so war die schwermüthige Ahnung erfüllt, die Klopstock vor mehr als 50 Jahren in der Ode an Ebert ausgesprochen: alle seine Jugendfreunde waren vor ihm dahingegangen; aber der einsam Verlassene war er darum nicht, denn die treueste Liebe der Seinigen wachte an seinem

Lager. Er verschied sanft am 14. März 1803, im neun und siebzigsten Jahre. Ein Leichenbegängniß ward ihm zu Theil, wie noch keinem deutschen Gelehrten; die Städte Hamburg und Altona betrachteten sich dabei als die Stellvertreter der deutschen Nation, und die in der damaligen Reichsstadt residirenden Gesandten Belgiens, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Oestreichs, Preußens und Rußlands brachten im Namen ihrer Nationen Klopstocks Manen die Huldigung dar. — Klopstock ruht unter Metas Linde; an seinem Grabe deutet die Religion, an einen Aschenkrug gelehnt, gen Himmel.

Unermeßlich sind die Verdienste, die sich Klopstock um die Reinigung unserer Sprache, die Veredlung unserer Literatur, die Hebung des Nationalgefühls erworben. Er war der ächte deutsche Dichter, und in dieser Beziehung, bei aller Verschiedenheit des Charakters, der wahre Vorläufer Schillers. Er hat den großen und schönen Geistern, die nach ihm erstanden, in vielen Beziehungen die Bahn gebrochen, und sein Name wird durch sie nicht verdunkelt, sondern vielmehr in der wahren Schätzung nur noch mehr verherrlicht. Voß ruft den Deutschen zu: „Wenn ihr einmal Hamburgs blühende Elbufer besucht, Freunde des Vaterlands und vaterländischer Tugenden, so denkt: hier war's, wo Klopstock als Jüngling mit Hagedorn, als Mann mit Lessing zur Erweiterung des deutschen Namens sich begeisterte! Sinnet nach, wie Themistokles am Denkmale des Miltiades, und legt eine Blume auf sein Grab!"

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klopstock, Margareta,

Klopstocks sämmtliche Werke

Bd.: 9

Leipzig 1839

P.o.germ. 2098 z-8/9

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10130217-2